

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Zum neuen Vierteljahr erlauben wir uns alle Arbeiter Berlins zum Abonnement auf das

Berliner Volksblatt

einzuladen.

Die Reichshauptstadt hatte bislang kein Organ, welches den Interessen der werththätigen Bevölkerung diene. Das „Berliner Volksblatt“ füllt diese Lücke aus, es bedarf aber, um seiner Aufgabe voll und ganz gerecht werden zu können, der nachhaltigsten Unterstützung der Arbeiter.

Wer der Sache der Arbeiter dienen will, helfe ein Unternehmen befestigen, welches bestimmt ist die berechtigten Forderungen und Wünsche der Arbeiter zum Ausdruck zu bringen.

Suche ein Jeder von unseren bisherigen Anhängern in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten das „Berliner Volksblatt“ zu verbreiten und sehe darauf, daß jeder neu gefundene Gefinnungsgenosse sein Versprechen zu abonniren, auch wirklich hält.

Unsererseits werden wir bemüht sein, den Inhalt unseres Blattes immer reichhaltiger zu gestalten.

Ganz besondere Sorgfalt werden wir auch auf das Feuilleton verwenden und in den ersten Tagen des neuen Quartals mit der Veröffentlichung eines höchst interessanten und spannenden Romans beginnen.

Das „Berliner Volksblatt“

kostet für das ganze Vierteljahr 3 Mark, für Monat Juli, frei ins Haus, 1 Mark.

Bestellungen werden von sämmtlichen Zeitungsredactoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 3 Mark entgegen.

Der Selbstmord zur Sommerszeit.

Die Selbstmorde sind immer noch im Zunehmen begriffen, und wenn wir eine genaue Statistik darüber hätten, so würde man noch mehr über diese unheimliche Erscheinung staunen müssen.

Es ist Thatsache, daß kaum irgend einer statistischen Aufnahme solche Schwierigkeiten entgegenstellen, als der genauen und vollständigen Registrierung der Selbstmordfälle. Nicht bloß in England, wo bis vor wenigen Jahren besondere Gesetze über den Vermögensverlust bei Selbstmördern die Konstatirung der Thatsachen erschwerten, sondern auch in andern Staaten über die gesetzlichen Bestimmungen, so in Betreff der Verweigerung ehrlichen Begräbnisses oder der Verwendung der Leichen von Selbstmördern in Anatomien, einen hemmenden Einfluß auf die Feststellung des Thatsachensandes aus. Dazu kommt die Scheu der Familien, den Selbstmord der Ihrigen zu gestehen (sehr häufig wird Melancholie und Geistesstörung als entschuldigendes Motiv angegeben), sowie die große Anzahl von Unglücksfällen, in denen sich, wie namentlich beim Ertrinken, die Diagnose schwer feststellen läßt. Bei dem neuerdings stattfindenden Fortschritt der Selbstmordfrequenz scheinen aber gerade diejenigen Fälle in Abnahme zu kommen, bei welchen das Sich-Ertrinken als Selbstmordart hervorgehoben wird, während das Sich-Erhängen, welches kaum einen Zweifel an der Selbstthat übrig läßt, mehr und mehr zur Herrschaft gelangt. Jedenfalls weisen diese Hindernisse darauf hin, daß die offiziell angegebenen Zahlen, wie es in der Kriminalstatistik bei den Verbrechen der Fall ist, immer nur Minimalzahlen sind.

Eine sehr üble Erscheinung unserer Zeit erkennen wir in dieser Zunahme der Selbstmorde. Es ist sehr auffallend, wie regelmäßig dieselbe erfolgte. So zählte man in England und Wales im Jahre 1858 1275 Fälle und dann jedes Jahr mehr, bis die Ziffer im Jahre 1878 auf 1764 stieg. In Preußen begegnen wir ähnlichen Thatsachen und ganz deutlich zeigt Frankreich die Regelmäßigkeit der Zunahme, wo in jedem der letzten Jahrzehnte die Zahl in erheblicher Weise gewachsen ist. Während in den 40 Jahren, über welche genaue Angaben vorhanden sind, die Bevölkerung nur von 30 auf 36 Millionen gestiegen war, das heißt um ein Fünftel (20 pSt.) zugenommen hat, sehen wir den Selbstmord in regelmäßigen Fortschritt sich fast verdreifachen. Seit dem Kriege des Jahres 1871 ist freilich auch in Frankreich die fortschreitende Bewegung, wenn man sie in Prozentzahlen darstellt, eine etwas langsamere, scheint es doch eine Regel zu sein, daß große Ereignisse im Leben der Völker, welche bedeutende Hoffnungen erwecken oder dem

Einzelnen das Tragen seines Leids durch das allgemeine Leid sozusagen erleichtern, die Selbstmordziffer ein wenig herabdrücken. Im Jahre 1875 aber erfolgte in Frankreich wieder ein Steigen. Die größte Progression zeigt Sachsen.

Dabei ist sehr bemerkenswerth, daß nicht nur nach Zahlungen in ganzen Ländern, sondern auch nach Zahlungen in einzelnen Städten als Erfahrungssatz gelten kann, daß die Selbstmordfrequenz in den einzelnen Monaten mit der Sonne steigt und sinkt. Es sind im Juni und Juli am meisten, im November, Dezember und Januar am wenigsten Selbstmorde vorgekommen. Die einzelnen Monate bilden eine kontinuierliche Scala nach oben und unten. Folgende kleine Tabelle giebt eine sprechende Zusammenstellung, indem sie uns lehrt, wie viele von je 1000 Selbstmordfällen in gewissen Ländern und Zeiträumen auf verschiedene Monate des Jahres gefallen sind.

	Italien (1864-76)	Preußen (1869-77)	Sachsen (1877-80)
Januar	65	66	62
Mai	109	99	105
Juni	115	105	107
Juli	96	104	103
November	63	70	64

Die Prozentzahl der einzelnen Monate schwankt zwar ein wenig, aber die Rangstufe derselben ist während der Siebziger Jahre dieses Jahrhunderts noch die gleiche wie seit mehreren Jahrzehnten. Ebenso interessant wie erklärlich dürfte man es auch finden, daß das weibliche Geschlecht etwas sensibler für den Faktor Jahreszeit ist, als das männliche.

Dürfen wir aber hieraus den Schluß ziehen, daß der planetarische Einfluß und die physischen Bedingungen unserer menschlichen Existenz den Selbstmord erzeugen, wie etwa Krankheitsepidemien und Heuschreckenverheerungen durch die Witterung verursacht werden? Keineswegs. Der heiße Juni und Juli können doch unmöglich die Ursache eines Selbstmordes sein, ebenso wenig als der November und Dezember ein Hinderniß. Nur das müssen wir zugestehen, daß die heiße Zeit bei Denjenigen, welche überhaupt zum Selbstmord eine Tendenz haben, fördernd, die kalte Jahreszeit hemmend wirkt, so daß dort eine größere, hier eine geringere Widerstandskraft des Willens gegen die zum Selbstmord reizenden Versuchungen nothwendig ist, wenn die That nicht zu Stande kommen soll.

Ueber Strikes

setzt die „Tischlerzeitung“ folgendermaßen seine Darstellungen fort:

Mit wenig Verschiedenheiten zeigen die amerikanischen Zustände uns dasselbe Bild. Massenhaft Strikes ohne irgend einen befördernden Einfluß auf die Gesamtlage des Arbeiterstandes. Der Prozentsatz der gewonnenen Strikes ist allerdings allort ein größerer; das hat aber seinen eigenartigen Grund. Die amerikanische Industrie befindet sich im Zustande der höchsten Entwicklung. Selbst durch die große Einwanderung wird der Arbeitsmarkt noch nicht so überlastet, wie er es bei uns schon lange ist, weil der unbewohnte und unbedaute, jetzt erst durch die neueröffnete Pacificbahn ganz erschlossene Westen einen Abzugsort für viele überflüssige Kräfte bildet, ein Verhältnis, das allerdings noch günstiger läge, wenn bloß eine freie „Einwanderung“ und nicht auch eine speculative „Einfuhr“ von Arbeitern stattfände. Und wenn auch der Bedarf an Arbeitskräften nicht die Zahl der vorhandenen überwiegt, so ist das Eine dennoch Thatsache, daß für Strikefälle selten nur halb genügender Ersatz zu finden, mit einem Worte, daß Amerika eine nur geringe Arbeiter-Reservearmee besitzt. Das macht eben die günstigeren Erfolge erklärlich, bleibt aber nicht immer so; der Westen wird bevölkert, wird überfüllt werden, Einwanderung und Einfuhr von europäischen Arbeitern andauern, die industrielle, feberhaft betriebene Ueberproduktion zu Krisen führen, kein Strike dann mehr siegreich, ja auch nur möglich. Alles vielleicht da und dort Erregene wird eingebüßt und die jetzt florirenden Strikes auch dort nicht gewesen sein — als vergebliche Mühe, verlorene Anstrengung.

Vergebliche Arbeit hatten die Alten unter die bösesten Strafen und Qualen in der Unterwelt gezählt. Sisyphus wälzt den Stein die Höhe hinan, der ihm oben immer wieder entrollt, die Danaiden schöpfen zwecklos fort in ein durchlöcheriges Faß. Solch' Sisyphus, solch' Danaidenarbeit nun ist auch der Strike um Erhöhung des Arbeitslohnes.

Wie die Zahl der zu Grunde gegangenen Strikes in England die weitläufig überwiegende ist, so auch bei uns, was wohl männiglich bekannt. Und wenn ja, dort oder hier, welche zum Ziele führten, so geschah dies nur in Zeiten der wirtschaftlichen Prosperität, wenn die Nachfrage nach Arbeitern groß, das Angebot von Händen klein war und diese günstigen Verhältnisse geschickt ausgenützt wurden. Trat dann ein Rückgang der Produktion oder gar eine Krise ein, so war alsbald alles Erregene und vielleicht schon früher Befessenes dazu in kurzer Frist verloren, und wieder mußte, wenn dann bessere Zeiten kamen, aufs Neue um das Gekämpfte werden, was man schon einmal, vielleicht schon mehrmals erstritten hatte — stets das alte Spiel von vorne — Sisyphusarbeit.

Aber nicht direkt allein, auch indirekt droht jeder Lohn-

errungenschaft baldige Einbuße. Die Schmarotzer am Arbeitslohn: die Kleinhändler mit Lebensmitteln und allen anderen Bedürfnissen, die Wohnungsvormiether etc. machen sich sofort die Mehreinnahmen ihrer Kunden zunutze durch Steigerung ihrer Forderungen, deren Erhöhung ehestens den Lohngewinn wettmachen und dann noch — nach der bekannten Tendenz vor Allem der Lebensmittelpreise, stets riesig zu steigen, kaum je nennenswerth zu fallen — in ihrer Höhe bleiben, wenn längst schon eine Reduktion der Löhne eingetreten ist. Also auch so — Sisyphusarbeit.

Verloren oder gewonnen, immer ist vom Strike um Lohn-erhöhung Schaden zu erwarten. Verloren entmuthigt und desorganisiert er. Die empfindlichen Lohnrückgänge während seiner Dauer können nicht ausgeglichen werden durch höhere Einnahmen, bloß um deren Erreichung willen er gezwungen wurde, und bilden eine stets nagende Ursache von Unzufriedenheit. Gewonnen, richtet er Schaden an, weil die siegreichen Strike nun gefunden zu haben glauben, daß der Strike das allein-seligmachende Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sei, bis sie erst spät durch die Macht der Thatsachen erwiesen sehen, daß ihr Erfolg nur ein temporärer, ihr Thun — Sisyphusarbeit war.

Wenn auch in knappster Kürze, glauben wir unseren Say hiermit erwiesen zu haben, aber sind darum mit unseren Ausführungen noch nicht zu Ende. Immer ist das nicht anzuwenden, was wir sagten: vom Strike sei eher abzurathen, als daß er zu empfehlen wäre. Der Ausbruch eines Deutsch-Amerikaners in einer Versammlung gelegentlich des Telegraphisten-Strikes giebt unsere diesfällige Anschauung treffend wieder und beweist auch, daß sie nicht vereinzelte sieht. „Der Strike ist eine zweischneidige Waffe und muß mit der größten Vorsicht gehandhabt werden“, sagte der Redner. „Ein Strike um Lohn-erhöhung ist nur selten anzupfehlen, wohl aber muß der Arbeiter gegen eine Lohnreduktion sich jederzeit stemmen. Wenn es aber gilt, die Arbeiter-ehre zu retten, wenn das erwachte Klassenbewußtsein im Arbeiter verlegt oder gekränkt wird, dann muß derselbe jedes Mittel ergreifen und zum Strike schreiten, koste derselbe, was er wolle.“

Strikes, die unternommen werden zur Wahrung der Arbeiter-ehre — wie z. B. zur Beseitigung entwürdigender und miserbabler Behandlung, oder Arbeitseinstellungen, die den Versuch der Arbeitgeber, eine Organisation zu sprengen, pariren, oder die einer Arbeitervereinigung Anerkennung zu verschaffen, Strikes, die, wie die Unternehmer sagen würden, einen „un-geüblichen“ Einfluß auf die Leitung eines Geschäftes in Personal- und anderen Fragen erzwingen wollen, und wie hundertfältig sonst die Vorkommnisse nach solcher Richtung als Strike-Ursache sein mögen — sie müssen unsere vollste Sympathie haben. Und sollten sie auch ohne alle Aussicht auf Erfolg unternommen werden, so zeigen sie eben um so mehr Mannes-muth und haben einen Gewinn sicherlich immer im Besolge: den Gegnern Respekt beigebracht zu haben, mehr Respekt gewiß, als ein mit peinlicher und feiger, möchten wir fast sagen, Abwägung und Erwägung des möglichen Erfolges und mit sorgfältiger Vorbereitung in günstigen Zeiten unternommener Lohn-erhöhungsstrike, selbst in den er gewonnen wurde. Denn dieser stimmt ganz hinein in den beschränkten Geschäftskreis bürgerlicher Geschäftspraxis: Hast Aussicht, was zu erhaschen, dann unternahme es, sonst aber lasse es! Ein frisch und frei begonnener Strike um andere Dinge als den Bezügen der Arbeitgeber so verständliche, wie die Forderung höherer Lohnes, verläßt sie aber, läßt ihnen Scheu ein. —

Wir glauben noch hinzufragen zu müssen, daß auch der bloße Lohnstrike den Vortheil hat, die Lebensgewohnheiten der Arbeiter zu erhöhen, daß die Möglichkeit, daß gestirkt wird, die Fabrikanten veranlaßt, eine Lohnherabsetzung nicht einzutreten zu lassen oder sogar freiwillig eine Lohn-erhöhung zu bewilligen. Hierüber ist Ausgezeichnetes nachzulesen in dem vorerwähnten Werke des leider zu früh verstorbenen Professors Lange, die Arbeiterfrage. — Der Strike hat sodann den Vortheil, daß er dem Arbeiter, es zum Bewußtsein bringt, wie er kein isolirtes Interesse, sondern nur ein Gesamtinteresse haben darf, daß die allgemeine Lage der Industrie und die allgemeine Lage der Arbeiter, die Wohlfahrt seines persönlichen Daseins bestimmt.

Politische Uebersicht.

Zur Verwirklichung der Proclamation des Rechts auf Arbeit alsbald die geeigneten gesetzgeberischen Schritte zu thun, hatte den Reichskanzler ein sozialdemokratischer Antrag aufgefodert, dessen Verathung nun auch durch den Schluß des Reichstages unmöglich gemacht worden ist. Wir zweifeln, ob eine Debatte dem Fürsten Bismarck sehr genehm gewesen wäre.

Der kleine Belagerungsstaat ist also zum vierten Male über Leipzig und Umgebung verhängt und sind damit die Ausgewiesenen aufs Neue auf ein Jahr von ihrer Heimath fern gehalten. Unter den ca. 80-90 Männern, die seit der ersten Proclamation des kleinen Belagerungs-zustandes im Jahre 1881 hier und aus der Umgegend ausgewiesen wurden, befinden sich auch vier Reichstags-Abgeordnete und zwar die Herren Liebknecht, Bebel, Gassenklover und Geiser. Von diesen vier hat der Letztere in Stuttgart seinen Wohnsitz aufgeschlagen, Herr Gassenklover wohnt in Halle, die Herren Liebknecht und Bebel haben sich auf einem kleinen Dorfe in der Nähe von Leipzig, auf der Grenze des Belagerungszustandsgebietes, in Borsdorf niedergelassen. Für Herrn Bebel war sein Leipziger Geschäft, für Herrn Liebknecht seine zahlreiche Familie maßgebend diejenige Annehmlichkeiten bietenden Wohnort zu wählen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt nunmehr Herr Bebel am 1. Oktober

inen jetzigen Wohnort zu verlassen und sich mit seiner Familie, die bisher gleich der Liebkecht'schen in Leipzig wohnte, wieder zu vereinigen. Das Geschäft wird in Leipzig unter Leitung seines Associates verbleiben. Es ist vielfach der Glaube verbreitet, die Ausweisung werde nicht streng gehandhabt und sei es den Ausgewiesenen gestattet zeitweilig ihrer geschäftlichen und häuslichen Angelegenheiten wegen sich in Leipzig aufzuhalten. Dies ist ein Irrthum. Nur ganz besonders zwingende Gründe veranlassen die Polizei nur ganz ausnahmsweise und auf möglichst kurze Zeit einen solchen Aufenthalt zu gestatten. Bannbruch wird kraft des Sozialistengesetzes mit Gefängnis bis zu 1000 Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. Ist der Ausgewiesene absolut gezwungen auf einer Reise das Belagerungsgebiet zu betreten, so muß er verpflichtet die Polizei zuvor davon zu benachrichtigen, die ihm dann einen Geheimpolizisten von einem Bahnhofs zum andern als Begleiter mitgibt. So machte es am letzten Sonnabend einen eigenthümlichen Eindruck als die Reichstagsabgeordnete **Dieblich** und **Bedel** vom Reichstag zurückkehrend auf dem hiesigen Berliner Bahnhof von einem geheimen Polizeibeamten erwartet wurden, der ihnen dann auf dem Fuße bis zum Dresdener Bahnhof folgte und dort wartete bis die Herren mit dem nächsten Zuge Leipzig verließen.

Das in München erscheinende „Königsberger Volksblatt“, unabhängiges demokratisches Organ, ist (wie schon kurz gemeldet) von der Regierung in Königsberg auf Grund des Sozialistengesetzes verboten. In den Gründen wird besonders hervorgehoben, daß das „Königsb. Volksbl.“ weiter nichts als eine Fortsetzung der vor mehreren Wochen durch die Kreisregierung von Oberbayern verbotenen „Südd. Post“ sei, deren ehemaliger Redakteur, Dr. Schönlanke auch als Verantwortlicher des „Königsb. Volksbl.“ zeichnete. Die Begründung der Zuständigkeit der Königsberger Regierung durch diese selbst geschieht in folgenden Ausführungen: „Die Zuständigkeit der unterzeichneten Landespolizeibehörde zu dem Erlasse dieses Verbotes gemäß § 12 des genannten Gesetzes (Sozialistengesetz) gründet sich auf die Erwägung, daß, wenn auch die für die Redaktion und Verlag verantwortliche Person und ebenso der Drucker des Blattes ihren Wohnsitz in München haben und das Blatt in München gedruckt wird, seine Verbreitung doch von Königsberg aus geschieht, als Ort des Erscheinens also Königsberg anzusehen ist. Dies trifft um so mehr zu, als an letzterem Orte sich die Filialredaktion befindet und die Aufsicht des Blattes die Stadt Königsberg ausdrücklich als den Ort bezeichnet, an welchem dasselbe ausgegeben wird.“ Beschwerde gegen dieses Verbot ist angemeldet.

Eine von den Braunschweiger Sozialdemokraten auf vorg. Sonnabend Abend aberaumte Versammlung, in welcher der Kandidat der dortigen Sozialdemokratie bei der vorigen und bei der nächsten Reichstagswahl, der Abgeordnete **Wlos** über das Unfallversicherungsgesetz sprechen sollte, ist auf Grund des Sozialistengesetzes von der Polizei verboten worden.

Dem Ausfall der österreichischen Landtagswahlen, die augenblicklich stattfinden, sieht man mit einer gewissen Spannung entgegen. Es handelt sich besonders in Mähren um den Kampf der Tschechen gegen die deutsche Partei. Gestern wählten die Landgemeinden Mährens 32, heute die Städte 31 Abgeordnete. Am Freitag sind die Landgemeinden Nieder-Oesterreich an die Wahlen berufen. Die Tschechen haben die größten Anstrengungen gemacht, wenigstens einige Wahlkreise zu erobern. Thatsächlich haben sie in mehreren Wahlkreisen, welche bisher durch Mitglieder der deutsch-liberalen Partei vertreten waren, eigene Kandidaten aufgestellt.

Bradlaugh, der englische Deputirte, welcher von sich durch überall reden gemacht, daß er die übliche Eidesformel beim Eintritt ins Unterhaus nicht leisten wollte, ist in dem vor der Vorderkammer anhängig gemachten Prozeß für schuldig erklärt worden, und befindet sich an den Sitzungen des Unterhauses theilgenommen zu haben.

Eine Kundgebung der irischen „Unbesiegligen“. In Doneraile, in der Grafschaft Cork land man die folgende Wohnung an Lord Doneraile“ an den Straßenecken angeschlagen: „Doneraile, Du orangifarbener Hund, hüte Dich und gib Acht, denn Deine Laufbahn auf dieser Erde ist ihrem Ende nahe. Die Kugel oder der Dolch werden Dich treffen, ehe viele Tage vorüber sind und werden damit dem Landlordwesen und dem Kromoreismus (bezieht sich auf Lord Kromore, das Haupt der Kromoreisten) in unserer Mitte ausrotten. Im Auftrag des Sekretärs der Irischen Befreiungsgesellschaft.“ Darunter befindet sich die Abbildung eines Sariges und eines Gewehres und dann heißt es weiter: „Wehe dem Manne, der dieses abdreht! Die irische Gesellschaft der Inviolablen.“ Alle Mitglieder der obigen Gesellschaft treffen unter Todesstrafe am nächsten Freitag an dem gewöhnlichen Versammlungsorte zu-

Die Tochter des Walfischjägers.

(Schluß.)

Das Zusammentreffen an der Bucht fand seine Fortsetzung in Nachmittagsstunden, die Hill in Juanilla's Vaterhaus abstattete. Er durfte kommen, er war ein gerne gesehener Gast. So sah er auch eines Tages auf der Veranda und lauschte ancheinend andächtig dem alten Walfischjäger, der von seinen Abenteuern in den Lagunen erzählte, während in Wirklichkeit seine Aufmerksamkeit auf Juanilla haftete, die, mit Moos und Muscheln beschäftigt, in der Nähe saß. Da ging die Gartenschüre auf und herein trat ein spanischer Fischer, der warm von Juanilla's Vater begrüßt wurde.

„Wir haben Nachricht von Pancho,“ sagte der Gelommene, „er ist noch drunten in den Lagunen und hofft bald mit 500 Fässern Thran in Monterey zu sein. Er hat Glück gehabt wie selten einer zuvor und Du weißt ja, zum Walfischfang gehört Glück.“

„Bravo! bravo!“ rief begeistert der Alte. „Ja, das nenne ich Glück. Hörst Du denn, mein Töchterchen, und überlegst Du, was das heißen will: 500 Fässer Thran? Deinem Vater hat ein solches Glück nie im Garten geblüht. Hast Du einen Begriff von dem Wort: 500 Fässer Thran? Ein prächtiges Hochzeitskleid kann man dafür kaufen und genug bleibt übrig für die volle Ausstattung von einem jungen Ehepaar. Freu'st Du Dich nicht, mein Kind?“

Hill schellte von seinem Sitz auf, ihm war, als wolle all sein Blut nach dem Herzen und drohe ihm den Athem zu nehmen. Er griff mit der Hand nach der Brust, als wolle er einen Schmerz erwidern, während seine Augen angstvoll auf Juanilla hafteten.

Mit vergeblicher Anstrengung wollte er seine Aufregung bemeistern. Welche Antwort wird sie geben?

Sie entgegnete: „Es ist mir lieb für Pancho, daß er glücklich gewesen ist. Der arme Bursche! er hat so lange vom Hause fort sein müssen.“

Hill verabschiedete sich kurz und ging mit hastigen Schritten der Bucht zu. „Rein Gott!“ sagte er laut zu sich selber, „wohin habe ich es kommen lassen? Was geht mit mir vor? Träume oder wasche ich? Wenn ich wache, dann ist es schrecklich, denn ich liebe das Mädchen.“

Eine Stunde lang ging er in schweren Gedanken auf dem Sande der Bucht entlang. Er besah sich noch einmal die Stelle, wo er zum ersten Mal das Mädchen gesehen hatte und ließ dann alle Ereignisse der letzten Tage an seinem Geiste vorbeiziehen. War es nicht vermessene, zu glauben, des naiven Naturkinds Vertrauenswürdigkeit zu misstrauen? Doch wer war dieser Pancho? Ohne Zweifel ihr Verlobter; aber merkwürdig, daß sie nie seinen Namen erwähnt hatte. Und doch, es muß so sein, denn ihr Vater

sammeln, um die erforderlichen Schritte zur Begründung des Tyrannen Doneraile zu berathen. Die „Unbesiegligen“ haben bis jetzt ihre Drohungen stets gehalten.

Das Resultat der dänischen Wahlen läßt die Deutschen nicht zu Ruhe kommen. Die „Norddeutsche Allg.“ zitiert „Dagbladet“, welches sagt, daß die Wahlen keinen Fortschritt der Linken, wohl aber einen großen Erfolg der Sozialdemokratie bedeuten; sie ist ferner der Ansicht, daß die Eroberung zweier großer Stadttheile von Kopenhagen, von denen der erstere für sich allein in 5 Wahlkreise zerlegt werden könnte, für die revolutionär-sozialistische Richtung als ein großer Triumph der Sache gefeiert werden und seine Wirkung auf die Partei auch in Deutschland üben werde; sie muß aber auch anerkennen, daß, wenn auch von der Polizei und der Militärbehörde die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden seien, auch andererseits die Sozialdemokraten alles dafür gethan hätten, um Ruhe und Ordnung unter den Thron zu erhalten, und daß so bei aller Erregtheit der Gemüther die Wahlhandlung überall ungestört abgelaufen sei. — Die „Nat.-Blg.“ weiß, daß „die deutschen sozialistischen Abgeordneten anlässlich des Wahlfestes der dänischen Sozialdemokraten nach Kopenhagen der dänischen Sozialdemokratie telegraphisch ein „Hurrah“ geschickt haben.“ — Trotz dieser schweren Niederlage des Ministeriums hört man noch immer nichts von dessen Rücktritt.

Viktor Hugo wird nicht müde, zu Gunsten der zum Tode Verurtheilten zu interveniren. In Folge einer ihm zugegangenen telegraphischen Aufforderung hat er sich neuerdings wieder hingefest und in einem Briefe an König Alfons von Spanien die Begnadigung der beiden zum Tode verurtheilten spanischen Offiziere verlangt. Der Telegraph hat bereits gemeldet, daß seine Fürsprache auch in diesem Falle wieder erfolgreich geblieben ist.

Das französische Ehescheidungs-gesetz, das vom Senat in zweiter Lesung angenommen, kommt nochmals vor die Deputirtenkammer, da der Senat mehrere Veränderungen daran vorgenommen hat; so 1) die Scheidung auf gegenseitige Einwilligung; 2) Verbot, Berichte über Ehescheidungsprozesse zu verbreiten; 3) Verneinung der Formalitäten bei Verwandlung der Trennung von Tisch und Bett in Scheidung. Das jetzige Gesetz ging aus der parlamentarischen Initiative hervor. Die Deputirtenkammer wird nach der Revisionsdebatte die Schlussverhandlung über die Ehescheidung vornehmen.

Das Gebahren des Prinzen Jerome und seines Sohnes, des Prinzen Victor ist seit Monaten Stoff für die Pariser Presse. Bald hieß es, Vater und Sohn sind für immer entzweit, bald wieder, Vater und Sohn haben sich umarmt und ausgehöhnt! Da eines schönen Morgens brachten die Blätter der Hauptstadt die Nachricht, Herr Victor habe die Wohnung seines Vaters verlassen und sich in der Rue Monceau ein eigenes Heim eingerichtet. Weiter wurde dann gemeldet, daß der junge Prinz jetzt nicht mehr auf die Tasche seines Vaters angewiesen sei, sondern durch die besondere Freundlichkeit eines oder einer Unbekannten jährlich über eine beträchtliche Summe verfüge, die ihm gestatte, dem Herrn Papa Konkurrenz zu machen und neben ihm als selbstständiger Prätendent aufzutreten. „Wer hat dem Söhnchen nun das Geld gegeben?“ wurde gefragt. Ein Chololadenfabrikant meinte die Einen, ein Weinbändler, meinte die Anderen. Gut unterrichtete Leute wollten von einer Aktiengesellschaft wissen, welche begeisterte Victorianer gegründet hatten, um ihren Schilling die schwierige Aufgabe der „Gesellschaftsrichtung“ zu erleichtern. Genug, die Sache war nicht in's Klare zu bringen. Jedenfalls ist der Bruch zwischen Vater und Sohn jetzt ein offener und die Victorianer jubeln, daß sie endlich mit Fug und Recht ihren Prätendenten den Jeromisten gegenüberstellen können.

In der französischen Deputirtenkammer hat ein Amendement des Deputirten **Andrieux** zur Revisionsvorlage Aussicht, angenommen zu werden. Dieses Amendement bezweckt, eine Bestimmung in die Verfassung zu bringen, wonach kein Mitglied der Familien, welche über Frankreich herrschen, zum Präsidenten der Republik gewählt werden kann. — Ob die Aufnahme dieser Bestimmung die Franzosen gegen das Kaiser- oder Königthum schätzen wird, ist sehr zweifelhaft.

Der französische Ministerpräsident **Zules Ferry** ist am Freitag an der Cholera (Brechruhr) erkrankt, scheint sich aber schon auf dem Weg der Besserung zu befinden. Man sagt, daß verschiedene Kergernisse in der Kammer, hauptsächlich aber der Verdruß über das Wiederauftauchen der Feindseligkeiten mit China (in Langkon), sowie die Cholera Nachrichten aus London und Marseille das anfangs leichte Uebel Ferry's verschlimmert hatten.

Die Cholera Nachrichten aus Frankreich werden als beruhigender betrachtet. Der oberste Gesundheitsrath hielt in Paris eine Sitzung unter dem Vorsitz des Sanitätsministers; die zurückgekehrten Doktoren **Brouardel** und **Broust** sprachen

sprach von einem Hochzeitskleide. Liebe, Mißmuth und Kathlosigkeit stritten in seiner Seele um den Vorrang, als er in seine Wohnung zurückkehrte. Lange bevor am nächsten Morgen die Dämmerung den nahenden Tag verkündete, war Hill in der Bucht, wo er ungeduldig Juanilla erwartete, und als sie endlich an derselben Klippe stand, wo er sie zum ersten mal gesehen, da sagte ihm das rasche Schlagen seines Herzens und die Thräne, die ihm durch die Seele strömte, daß es wirklich, wahrhaftige Liebe sei, die er für die arme Moosfammerin empfinde. Nicht um ein Königreich wäre es ihm möglich gewesen, den Vorfall des gestrigen Abends eher zu erwähnen, als bis sie eine Strecke der Düne entlang gegangen waren. Wie ein Kind jubelte sie, wenn das grüne Wasser eine Muschel oder einen Wäschel Seetang auswarf. Hill hatte sich auf eine Klippe gesetzt und betrachtete schwer-müthig seine lebensfrohe Gesellschafterin.

„Juanilla, komm einen Augenblick hierher an meine Seite!“ rief er dann.

„Warum sehen Sie so ernst diesen Morgen in die prächtige Welt hinein?“ fragte sie, indem sie näher trat und sich bei ihm niederließ.

Hill legte ihre Hand in die seine und blickte ihr tief in die braunen Augen. Sie mußte wohl die Leidenschaft gefühlt haben, die in seinem Wüstenblick lag und aus seinem Blick sprach, denn sie wandte das Gesichtchen hastig nach dem Wasser zu, wo die Schifferbarlen vor Anker lagen.

„Juanilla, wann wird Dein Hochzeitskleid fertig sein?“

Sie wandte ihm ein bleiches, erschrockenes Antlitz zu, in dessen dunklen Augen ein Thränenflor lag, aber der Mund wollte sich nicht öffnen. Da war es mit der Selbstbeherrschung Hill's zu Ende. Er preßte sie an sein Herz; wäre sie eine Königin, so rief er sich zu, er würde nicht stolzer auf sie sein. Himmel und Erde rief er zu Beugen seiner Liebe an und versicherte, Pader Serrro solle sie noch zu dieser Stunde trauen, damit sie schon mit dem nächsten Schiffe nach England segeln könnten. Und sie — liebte sie ihn denn?

Juanilla beugte sich über seine Hand und küßte sie inbrünstig. „Sennor, ich liebe Sie, aber mit ihm bin ich schon in der Wiege verlobt worden, wie es bei uns Landesbrauch ist. Es war der Wunsch seiner sterbenden Mutter, daß wir ein Paar werden sollten und mein Vater schwor es ihr zu. Ein Schwur darf nie, nie gebrochen werden. Leben Sie wohl, die Heiligen mögen Sie beschützen. O Gott, wie mir's so weh im Herzen ist; werden Sie glücklich, ganz glücklich.“ Heftig riß sie sich aus seiner Umarmung los, sprang den Felsen hinauf und war im nächsten Augenblick außer Sicht. Hill ging die Düne auf und ab, indem er sich wie ein Wahnsinniger gebendete. Er weinte, jammerte und rang die Hände. Dem inneren Sturme folgte der stille, namenlose Kummer. Er ging zum

sich dahin aus angefaßt der Fälle in Marseille mühten sie sich für das Vorhandensein einer gelinden asiatischen Cholera erklären. Alle von Toulon und Marseille kommenden Reisenden werden jetzt ausgeräuchert. Es fand lebhafter offizieller Depeschenwechsel zwischen Paris, Madrid und Rom statt, der aber noch nicht die Aufhebung der Grenzsperr herbeigeführt hat.

Auch die amerikanische Regierung hat Maßregeln zur Verhinderung des Einschleppens der Cholera in Erwägung gezogen.

Parlamentarisches.

Ueber den Zeitpunkt, zu welchem die Neuwahlen zum Reichstage stattfinden sollen, ist fürs Erste noch keine Bestimmung getroffen. Man nimmt an, daß der Wahltermin dieses Mal nicht bis Ende Oktober hinausgeschoben wird. Am Jahre 1881 war vorwiegend aus taktischen Rücksichten der Wahltermin nach Möglichkeit verzögert worden. Die frühere Anberaumung der Neuwahlen wird die allerdings nur formale Auflösung des jetzigen Reichstages notwendig machen, dessen Wiederberufung zu einer Herbstsession, von dem Eintritt unvorhergesehener Eventualitäten abgesehen, als ausgeschlossen zu betrachten ist.

Lokales.

Die Berliner Hauspächter stehen im Allgemeinen bei ihren Miethern nicht in allzu gutem Geruch. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Antipathie der Miether gegen ihre Wirthe in jedem Falle berechtigt ist, wenn aber die Berliner Hauspächter ein Verfaßren belieben, wie das nachstehend geschilderte, — so hört doch wirklich Alles auf. Ein Berichterstatter schreibt: „Die Briefträger in der Gegend des Wedding haben in den letzten Tagen eine große Anzahl eingeschriebener Briefe bestellt, welche sämmtlich — Miethsteigerungen bezw. Wohnungskündigungen per 1. Oktober er betrafen. In einem Hause der Chausseestraße wurden sämmtliche Miether, 28 an der Zahl, in der Miethzeit gefeuert bzw. gekündigt. Die Erhöhungen variierten zwischen 24 und 30 Mk. pro anno. Der Grund zu diesen Steigerungen soll, wie man uns mittheilt, die Verschönerung gegeben haben, welche der Gegend des Wedding durch die Anlage der Donkessuche etc. geworden ist. Die ganze Maßnahme erhält nur dadurch ein charakteristisches Gepräge, daß sich die betreffenden Hausbesitzer besonders zu dem gedachten Zweck vereinigt haben, um diese „Miethschraube“ anzulegen. Unter ihnen soll die Vereinbarung getroffen sein, daß der eventuelle Miethsausfall, den ein Hausbesitzer durch die gedachte Maßnahme infolge Auszugs des gestiegenen Miethers und Verhiebens der Wohnung, erleidet, durch gemeinschaftlich zu zahlende Beiträge gedeckt wird.“ Wenn man berücksichtigt, daß durch diesen Kartellverband zum Zwecke der Miethsteigerungen sog. kleinere Leute, deren Erwerb gerade während des gegenwärtigen Zeitpunktes kein guter zu nennen ist, betrogen werden, so muß man dieses Vorgehen gewiß als abnorm bezeichnen.

Verbrechen wirken ansteckend, das ist eine nicht wegzuleugnende Erfahrung, und man möchte fast behaupten, daß keine Ausschreitung des menschlichen Geistes auf diesem Gebiete so abrupt wäre, daß sie nicht den einen oder anderen Nachahmer fände. Wir möchten fast sagen, daß wir heute in einer Periode der Vergehen und Verbrechen gegen die Sittlichkeit stehen. Noch lebt wohl in Aller Gedächtniß jener sensationelle Prozeß, der erst vor wenigen Tagen beendet ist, und der Ausschreitungen und Verirrungen des menschlichen Herzens in die weiteste Oeffentlichkeit getragen hat. Aber, so kann man sich wohl mit Recht fragen, wo bleibt trotz des verurtheilenden Richterpruches die Abschreckungstheorie? Wo bleibt der heilsame Einfluß, den die Strafe auf verbrecherisch angelegte Naturen ausüben muß? Fast täglich sind Fälle zu registriren, welche uns beweisen, daß kein Gericht im Stande ist, selbst mit den härtesten Strafen die rohen, sinnlichen Neigungen mancher Leute zu unterdrücken. So erregte vor einigen Tagen durch seine kaum glaubliche Schamlosigkeit ein Mann unter den Linden großes Aergerniß, der sich vor einem Hause niederließ, sich seiner Stiefel entledigte und sodann seinen Unterkörper mit so brutaler Schamlosigkeit entblößte, daß die zufällig in der Nähe kommenden Damen entsetzt das Weite suchten. An der durch sein Treiben verursachten Aufregung schien der Strolch großen Gefallen zu finden, denn er setzte sich in dem angelegentlichsten Zustande auf die Treppensufen des Hauses und ließ eine einem hinzugeeilten Schammann, welcher ihn festnahm und ihm die Kleider arrangiren wollte, heftigen Widerstand entgegen. Erst mit Hilfe mehrerer anderer Personen wurde er übermächtig, in eine Droschke gehoben und zur nächsten Poli-

Wald hinauf und legte sich unter eine mächtige Fichte, bis ihn die untergehende Sonne zur Heimkehr mahnte.

Eine Woche später ankerte Panchos Bark mit 500 Fässer Thran an Bord in der Bucht.

Der Morgen von Juanilla's Hochzeitstag war angebrochen. Mit der armen Moosfammerin war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Gutmüthige Nachbarn sagten, die Sorge um ihren Verlobten habe die Rollen von ihren Wangen gestohlen; aber der kräftige, junge Walfischjäger fühlte sich gekräftigt durch die Kälte, mit der seine Liebsungen von seiner lang-jährigen Braut entgegengenommen wurden. Der Hochzeitszug bewegte sich nach der Kirche, Pancho mit einem stolzen Lächeln auf dem gebräunten Gesicht, Juanilla bleich wie das Kleid, das sie trug. Die Heißhühner wurden gewechselt, und der greise Priester segnete die Neuvermählten. Und dann lehrten sie nach des alten Fischers Häuschen zurück, wo ein Spieler in die Seiten der Gitarre griff und Pancho seine liebliche Frau zu einem spanischen Tanze führte. Raum hatten sie begonnen, als von der Bucht her ein Ruf ertönte, der alle Hochzeitsgäste auf die Veranda lockte. Man sah einen Knaben auf den Klippen stehen, aus voller Brust schreiend: „Die Boote gerunter! Der Engländer ertrinkt — schnell in die Boote!“

Bevor die Hochzeitsgäste den Alarm recht begreifen konnten, löste sich aus ihrer Mitte eine weiße Gestalt und eilte wie der Wind über die Düne die Klippen hinauf, die von einer wild-grollenden Brandung umstost wurden, denn die Fluth stand auf ihrem Höhepunkt und aus Nordwest blies eine steife Brise. Unten am Strande aber — lebend noch, aber ohne die schwächsten Kampfversuche mit den Bogen zu machen — lag Alfred Hill. Mit einem wilden Ausschrei sprang Juanilla vom Felsen, und im nächsten Augenblick umarmte sie den sterbenden Mann. Und dann ehe Pancho zur Stelle sein konnte, kam eine mächtige Woge, welche, rückwärts prallend, die Beiden mitnahm bis weit hinaus in die Bucht wo das Wasser so tief ist, daß keine Schiffe anlern wollen.

Zwei Stunden später gab die See die Todten heraus. Juanilla's Arme hielten den Mann noch fest umschlossen und er hatte in der Todesstarrung den rechten Arm um ihren Nacken gelegt und auf seinem Gesichte lag ein Lächeln, wie wir es lächeln, wenn wir zufrieden sind. Auf dem kleinen Friedhofe am Hügelsabhang wurden sie Seite an Seite in den Schalken einer Erde begraben, in deren Gezweige noch jetzt an den Sommerabenden die Tauben sitzen und kosen, als wollten sie ihre Sympathie zeigen für das Schicksal der Schlafen. Es schwoll und ebnete die Fluth, die Jahreszeiten kamen und schwanden, aber unvergessen blieb das Doppelgrab. Liebende legen, nach schönem spanischen Brauche, Blumenopfer auf den Hügel nieder, wo zwei ruhen, die sich im Leben so innig geliebt, daß sie im Tode nicht getrennt sein wollten.

zeitliche gefchafft. Dort wurde er als der erst vor Kurzem aus der Korrelationsanstalt zu Strauberg entlassene Zimmergefehle Krumm erkannt, der sich hier obdachlos umhergetrieben hatte. Einstweilen ist der treue Patron im Untersuchungsgefängnis zu Roabit fast gestellt worden.

—a. Wegen versuchten Mordes resp. Todtschlags ist gestern der Zimmermann August S a d zur Haft gebracht worden. Derselbe wohnt seit längerer Zeit mit der 34 Jahre alten Wittve P u p p e, welche im Keller des Hauses Gerichtsstraße Nr. 6 ein Grüntrampgeschäft betreibt und wohnt, im Kontubinal-Verhältnis und beide sollten Anfangs dieses Monats standesamtlich verheiratet werden. Beide waren jedoch in den letzten Tagen öfter in Streit gerathen, wozu namentlich die große Eifersucht des S. die Veranlassung gab. Bei einem am 29. v. M., Abends zwischen 11 und 12 Uhr wieder ausgetretenen Streit ergriff Sack plötzlich einen Hammer und versetzte mit demselben der Puppe, die sich zum Schlafengehen bereits entkleidet hatte, mehrere Schläge gegen den Kopf, so daß die P. augenblicklich bewußlos zusammenbrach, sich aber bald wieder aufraffte und aus der Wohnung durch den Laden nach der Eingangstür des Kellers stürzte und, da diese verschlossen, vergeblich um Hilfe rief. Zufälliger Weise stand der Nachwächter S. vor dem Hause, welcher die Hilferufe hörte. Er erbrach gewaltsam die Thür und fand die Frau P. aus mehreren Kopfwunden blutend im Laden vor. Bald darauf kam auch Sack aus dem Nebenzimmer, welcher von dem Wächter festgenommen und zur Wache gebracht wurde. Sack räumte ein, die Absicht gehabt zu haben, die P. aus Eifersucht todt zu schlagen, und sodann sich selbst durch Erhängen das Leben zu nehmen. Die Verletzungen der P. sind zwar schwer, doch nicht lebensgefährlich.

* Eine Volkszählung wird heute stattfinden, die sich zwar nur auf einen Theil der Einwohner erstreckt, aber doch von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Bezug auf Ausführung des Reichsgesetzes vom 15. Juni 1883, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter, welches mit dem 1. Dezember cr. in Kraft tritt, soll eine Aufnahme der sämtlichen Arbeitgeber, welche in ihren Betriebstätten versicherungspflichtige Personen beschäftigen, stattfinden. Eine sorgfältige und pünktliche Ausfüllung der an die Hausbesitzer resp. Miether zu sendenden Listen ist angeht die Wichtigkeit des Zweckes dringend zu wünschen.

—a. Ein bedeutender Diebstahl aus dem Geldschrank der Expeditionskasse einer hiesigen Zeitung ist in der Zeit vom 11. bis zum 30. v. M. verübt worden. Der Direktor der eine Aktiengesellschaft bildenden Zeitung hatte am 11. v. M. eine Urlaubsreise angetreten, nachdem er die Schlüssel des in seinem Bureauzimmer befindlichen Geldschranks in ein Kull gelegt und dieses Kull verschlossen hatte. Während seiner Abwesenheit (der Tag hat sich noch nicht feststellen lassen) wurde mit einem Stemmmeißel das Kull gewaltsam geöffnet, und der Dieb öffnete mit den im Kull gefundenen Geldschrankschlüsseln den Geldschrank, aus dem er 1880 M., in Papiergeld und Gold, an sich nahm. Bis her ist der Thäter, welcher mit den Einrichtungen in dem Bureau des Bestohlenen bekannt gewesen zu sein scheint, nicht ermittelt.

Sicht im Unglück. Unter den zur polizeilichen Verwahrung eingelieferten Objekten befindet sich auch ein am 28. v. M. abgelieferter 100-Markschein. Die Gattin eines gegenwärtig hier abwesenden Kaufmanns brauchte am letzten Sonnabend Geld und ließ solches durch ihr Dienstmädchen von dem Kassirer des Geschäfts erbitten. Dieser nahm einen 100-Markschein, steckte denselben in ein mit der Firma versehenes Kouvert und gab dieses dem Mädchen zur Beförderung an die Gattin seines Chefs. Als das Dienstmädchen über den Dönhofsplatz gehen wollte, woselbst gerade Wochenmarkt war, schaute neben ihr plötzlich das Pferd eines Schläichters. Das Mädchen sprang zur Seite und verlor hierbei das Kouvert mit dem Hundertmarkschein. Obgleich sie bereits nach kurzer Zeit den schweren Verlust merkte, war das Kouvert trotz allen Suchens nicht zu finden. Dasselbe war von dem kleinen Sohn eines Restaurateurs in der Zimmerstraße aufgehoben und in den Laden desselben gebracht. Ein in dem Laden anwesender älterer Mann, der die Firma auf dem Kouvert las, eilte sofort nach dem betreffenden Geschäft, um den Fund zu melden. Da man hier den Verlust gar nicht kannte, mußte erst Rückfrage bei der betreffenden Frau gehalten werden, welche denn auch zur Feststellung des obigen Sachverhalts führte. Trotzdem so mit aller Evidenz die Besitzerin und Bekherin des 100-Markscheins festgestellt war, erhielt ihn letztere doch nicht sogleich zurück. Der Restaurateur hatte ihn inzwischen dem nächsten Polizeibureau übergeben und nun müssen zur Freigebung desselben erst die gesetzlichen Bestimmungen über Fundsachen beobachtet werden. Wozu beständen dieselben sonst!

—a. Traurige Ueberraschung. Die in der Großen Frankfurterstr. 4b wohnenden M'chen Eheleute hatten am 29. v. M. in der Zeit von 4—8 Uhr nachmittags einen

Die Pitcairner.

In den ersten Apriltagen dieses Jahres lief ein Schiff in den Hafen von San Francisco ein, das zum ersten Mal wieder seit fünf Jahren Nachricht brachte von den Pitcairnern, diesem merkwürdigen souveränen Völkchen, das sich gewöhnt hat, San Francisco als eine Art Schimberin — nicht gegen politische Feinde, sondern gegen Mangel und Noth — zu betrachten. Die Botschaft lautet diesmal günstiger denn je: der Gesundheitszustand ist vortreflich, keine Missethaten haben stattgefunden und das letzte bedeutende Geschenk an Lehrmaterial eines Frauenerens in San Francisco ist zur Förderung des Wissens bestens verwandt worden. Das war erfreulich zu hören, doch nun zunächst zur Frage: wer sind diese Pitcairner, die uns in langen Zwischenräumen der Vergessenheit der Welt entrisen werden, nur dann, wenn ein Schiff ihre entlegene Inselheimath anläuft?

Die Pitcairner haben eine romantische Geschichte, die noch dadurch an Interesse gewinnt, daß sie in der berühmtesten Meuterei wurzelt, welche in den Annalen der Seefahrten verzeichnet steht. Am 23. Dezember 1787 war's, als das königliche Schiff „Bounty“ von 216 Tonnengehalt von England abgelaufen mit der Bestimmung, von den Südsee-Inseln den Brodfruchtbaum und andere nützliche Pflanzen nach Westindien zu überführen. Zum Kapitän war der seitherige Leutnant Blygh ernannt worden, weil er schon unter Kapitän Cook Tahiti und die benachbarten Inseln besucht hatte, mithin für die gestellte Aufgabe einige Erfahrung besaß. Er war der Typus der damaligen englischen Seemann, am Land allem Anschein nach ein vornehmer Gentleman, am Bord ein roher, herabloser Tyrann. Von seinen 44 Untergebenen verdienen nur sieben besonderer Erwähnung, ihrer hervorragenden Teilnahme wegen an dem Drama, welches sie in Szene setzten. Fleischer Christian, der erste Steuermann der Bounty, war ein leidlich gebildeter Mann von 25 Jahren; er stammte aus einer guten Familie der Insel Man und hatte schon zwei Fahrten unter Blygh gemacht, von dem er zum ersten Steuermann der „Bounty“ seiner Tüchtigkeit wegen ausgesucht wurde. Edward Young, ein Midshipman, war der Nefse eines bekannten Barons, ein anderer Midshipman, George Stewart, war auf den Okean-Inseln geboren, wo seine Eltern sich großen Ansehens erfreuten. James Morrison, der Hochbootsmann, besaß eine Bildung, wie man sie bei diesem Verufe in der Regel vergeblich sucht. Er hat ein Tagebuch hinterlassen, welches die vorzüglichste Quelle für die Geschichte der Meuterei bildet. Peter Heywood, ein Midshipman, war ein Junge von 14 Jahren, dessen Eltern mit Blygh befreundet waren. Er wurde aus der Schule genommen, um an dieser Expedition Theil zu nehmen, weil Blygh versprochen hatte, sich seiner väterlich anzunehmen. Alexander Smith, ein kräftiger Matrose, der später für lange

Spaziergang gemacht und fanden bei ihrer Rückkehr die im Entresol belegene Wohnung, an der sich außer dem Thüschloß noch ein Vorleschloß befand, gewaltsam erbrochen und ihres baaren Vermögens und ihrer Werthsachen, im Gesamtwerthe von über 4000 Mark, beraubt. Es wurden außer den Goldsachen und dem baaren Gelde 3 Stück Preussische Konsolid. 4proz. Staatsanleihe Lit. E. Nr. 145 906, 145 929, 145 930 à 300 M., 5 Stück Prioritäten der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn Reihe VIII. Ser. I. Nr. 10 853, 10 777, 10 734, 10 606, 10 807 à 300 M., 3 Stück Berliner 4proz. Stadtsobligationen Nr. 17 147, 17 177, 17 311 à 300 M., ein Appoint über 150 M. (Nr. unbekannt), ein Stück Preuss. Konsolid. à 4%, pSt. E. Nr. 38 652 über 300 M. gestohlen. Die Diebe, welche von mehreren Personen in der Nähe des Thortores gesehen haben, sind bis jetzt noch nicht ermittelt.

Weibliche Lohnslaverei. Unter dieser Epithete bringt die „arbeiterfreundliche“ „Berliner Zeitung“ folgenden Artikel: Auf keinem Gebiete hat der ironische Ausspruch: „Nicht Euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten“ mehr Berechtigung, als auf dem der modernen Gladmacherei um jeden Preis oder, wenn dieser Ausdruck besser klingt, der „sozialen Reform“. Das zeigt sich so recht deutlich, wenn man die Verhältnisse betrachtet, unter denen weibliche Personen auf Beschäftigung rechnen können. Befamlich sind in nicht wenigen Zweigen der Staatsverwaltung Frauen und Mädchen angestellt, besonders im Eisenbahn- und im Post- und Telegraphendienst. Daß namentlich letztere, wenigstens in pekuniärer Hinsicht auch für Männer nicht viel Reiz hat, ist bekannt genug und im Parlament so wohlwie in der Presse wiederholt zur Sprache gekommen. Aber im Vergleich zu den weiblichen Beamten sind die Männer auch in diesem Zweige der Verwaltung noch immer geradezu glänzend gestellt. Laut unwidersprochen gebliebenen Angaben, welche kürzlich durch verschiedene Zeitungen gingen, erhält eine Telegraphistin in Berlin 60, höchstens 90 M. monatlich Gehalt, und hat dafür nicht allein ebensoviel, sondern sogar mehr zu leisten, als ihr in demselben Bureau arbeitender männlicher Kollege mit ungefähr dem doppelten Einkommen. Das ist doch eine Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft, wie sie krasser nicht gedacht werden kann. Angesichts solcher Praxis kann es freilich nicht Wunder nehmen, daß die Ueberflüsse der Post- und Telegraphen-Verwaltung alljährlich steigen, wenn man aber bedenkt, auf welchen Kosten dieselben erzielt werden, so möchte man wirklich wünschen, es wären weniger große Summen. Und ganz ähnlich liegt die Sache bei der Eisenbahn-Verwaltung, z. B. bei der Stadtbahn, welche ebenfalls zahlreiche weibliche Beamte hat. In einem Staat, welcher angeblich keine höhere Aufgabe kennt, als den Nothleidenden zu helfen, sollte ein derartiges Verfahren doch wahrlich unmöglich sein!

Wir haben diesem Artikel eigentlich nichts hinzuzufügen, aber wir möchten die Herren Manchesterrömer doch darauf aufmerksam machen, daß die armen Arbeiterinnen in den Fabriken jener Herren nicht minder der Berücksichtigung werth sind, und daß die Löhne der Handarbeiterinnen zu den Gehältern der vom Staate angestellten Damen doch eigentlich in gar keinem Verhältnis stehen.

Polizei-Bericht. Am 25. d. M. Abends trat die an Kurzschichtigkeit leidende Wittve Amalie Mener, Veteranenstraße Nr. 1 wohnhaft, auf der nicht erleuchteten Treppe des Hauses Veteranenstraße Nr. 27, schlief einige Stufen hinunter und brach beide Unterarme. — Am 30. v. M. früh wurde die Eigentümerin eines Hauses in der Dresdenstraße in ihrer eine Treppe hoch belegenen und von innen abgeriegelten Wohnung von einem Dienstmädchen erhängt vorgefunden. Die Umstände lassen nur auf Selbstmord in Folge Schwermuth schließen.

Gerichts-Zeitung.

Der schwere Unglücksfall, welcher sich am 5. April d. J., Vormittags, in der Schönhauser Allee ereignete, hat Anlaß zu einer Anklage wegen fahrlässiger Körperverletzung gegeben, welche die II. Strafkammer hiesigen Landgerichts I gestern gegen den Knecht Friedrich Wilhelm G a d o w aus Spernick zu verhandeln hatte. Auf dem hoch gelegenen Hofe der Brauerei Königsstadt, von welchem ein schmaler, etwas abschüssiger Weg direkt auf die Schönhauser Allee führt, war am Vormittag des 5. April der Angestellte mit dem Aufhaken von Trebern beschäftigt. Die Pferde hatten die Futterbeutel umgehängt, die Bügel also abgestreift, die Pferde waren unvorsichtiger Weise nicht abgesträngt. Kurz nach 10 Uhr kam das 1. Bataillon des Alexander-Regiments mit der Regimentsmusik die Schönhauser Allee entlang, begleitet von einer zahlreichen Menschenmenge, unter welchen sich auch viele Kinder befanden. Die schmetternden Trompeten mußten die Pferde wohl scheu gemacht

haben, denn plötzlich jagten die Thiere wie rasend die Anhöhe herunter, die Menschenmenge stob mit einem gellenden Aufschrei auseinander und das Gefährt stürzte mitten in die Kolonne der dritten Kompanie hinein. Von den Soldaten wurden 6 Mann zu Boden gerissen, von denen 5 nur leichtere Kontusionen davon trugen. Uebler wurde der sechste, der Gefreite Puls zugerichtet, dem der Wagen über Kopf und Füße gegangen war. Er mußte in fast lebenslosem Zustande von anderen Soldaten zur Anlage des ersten Verbandes zu einem in der Nähe wohnenden Heilgebäude getragen werden und hat bis in den Mai hinein im Garnisonlazareth in der Schornhorststraße und dann noch 4 Wochen als Nekrovalensent in seiner Heimath zubringen müssen. Puls ist nun wieder so weit hergestellt, daß er seinen Dienst ganz verrichten kann, hat auch sonst keinen dauernden Schaden erlitten. Es ist überhaupt fast wie ein Wunder zu betrachten, daß, obgleich die Unglücksstätte dicht mit Passanten und kleinen Kindern besetzt war und obgleich die Pferde eine ganze Strecke in der Schönhauser Allee das Trottoir entlang stürmten, kein weiteres Unheil angerichtet worden ist. Der Gerichtshof hält es für eine strafbare Fahrlässigkeit, daß der Angestellte während des Haltens auf dem nach der Straße zu offenen Hofe die Pferde nicht abgesträngt hatte und verurtheilte ihn deshalb zu 14 Tagen Gefängnis. Der Staatsanwalt hatte nur 100 M. Geldbuße beantragt.

Zeit oder Entfernung? Die kürzlich erwähnte kammergerichtliche Entscheidung, wonach in streitigen Fällen zwischen Droschkentuschern und Fahrgästen die Uhr und nicht der amtliche Wegemeßer maßgebend sein soll, letzterer vielmehr nur zur Kontrolle des Fahrgastes da sei, dürfte für die zukünftige Gangart unserer Droschken von wesentlichem Einfluß sein und schwerlich zur Hebung des Renommées uneres öffentlichen Fuhrwesens beitragen. Für unsere Gerichte bildet jenes Erkenntnis des Kammergerichts aber bereits eine feststehende Direktive, wie der Kutscher Abraham gestern an sich erfahren mußte. Derselbe wurde im Februar d. J. von einem Hrn. v. H. am Hotel du Nord zu einer Fahrt auf Zeit engagirt und erhielt den Auftrag, möglichst flott zu fahren. Er kam diesem Ersuchen auch nach und fuhr seinen Gast in schnellster Gangart des Pferdes nach der Paulstraße, wo Hr. v. H. die Fahrt überhaupt bereits beendigen zu wollen erklärte. Ueber den Fahrpreis kam es zwischen beiden Parteien zu Differenzen, da der Kutscher für die Fahrt in Droschke I. Klasse 1 M. 50 Pf. verlangte, der Gast ihm aber nur 1 M. zubilligen wollte, weil derselbe nur 14 Minuten gefahren war. Das Schöffengericht stellte sich auf die Seite des Fahrgastes und verurtheilte den Kutscher wegen Tarifüberschreitung zu 15 Mark Geldbuße. Der Kutscher legte die Berufung ein, wies an der Hand des Wegemeßers nach, daß daselbst die Strecke auf 18 Minuten tarirt ist und betonte, daß es nur auf Wunsch des Fahrgastes ein schnelleres Tempo beobachtet habe. Der Vertheidiger H. W r o n e r suchte auszuführen, zu welchen mündelbaren Konsequenzen es führen würde, wenn man wirklich in allen Fällen nicht die Fahrstrecke, sondern die Fahrzeit als maßgebend erachten wollte. Es würde dann unter Umständen ein Droschkentuschker, wenn er einen berühmten Renner vorspannt, eine ganze Meile für 1 M. fahren können, ferner würde der Droschkentuschker, der freundlich auf die Wünsche seiner Fahrgäste eingeht und dabei noch eine durch die Schnellere Gangart bedingte größere Aufmerksamkeit auf die Fahrbahn verwenden muß, pekuniäre Schäden leiden, während derjenige Kutscher, welcher ohne jede Rücksicht auf die Wünsche der Fahrgäste in dem berühmten Berliner Droschkentempo sich hält, besser gestellt sein würde. Die Folge würde danach sein, daß von jetzt ab alle Berliner Droschkentuschker sich auf strenge Innehaltung der Wegemeßer-Zeit einrichten werden, worunter schließlich nur das Publikum zu leiden hätte. Der Gerichtshof hielt trotzdem das verurtheilende Erkenntnis aufrecht, legte aber die Strafe auf 9 M. herab. Er war der Meinung, daß es Sache des Kutschers sei, mit seinen Gefälligkeiten gegen das Publikum vorfichtig und besonnen zu sein.

Bur Arbeiterbewegung.

Der große Schnitterstreik in Venetien sollte nach einem Telegramm des „B. Z. B.“ beilegen sein. Im Gegensatz hierzu berichtet das „B. Ztbl.“: Der Schnitterstreik in der venezianischen Provinz Rovigo hat sich auf die ganze Zone ausgedehnt. Die Regierung mußte in Eile zwei Linienregimenter, ein Bataillon Bergartillerie, ein Regiment Kavallerie und 800 Karabinier nach Rovigo werfen. Die Feldarbeiter der ganzen Provinz, welche bisher den allerdings sehr jammervollen Lohn von 70 bis 80 Centesimi täglich erhielten für das Mähen, begehren von den Grundbesitzern 30 Ct. vom Bruttoertrag der Ernte. Einige Arbeiter begnügten sich mit weniger. In Folge dessen kam es zu Konflikten unter den Schnittern

zu versehen, und bald waren die Acht Herren des Schiffes. Als der junge Heywood, durch ein verdächtiges Geräusch geweckt, auf Deck eilte, fand er Blygh gefesselt und unter Bewachung eines Meutereis, der ihm sagte: Christian hat das Kommando des Schiffes übernommen und wird Blygh als Gefangenen nach England bringen.

Was in den nächsten Stunden folgte, gleicht einem Räuel, das keiner entwirren konnte, selbst nicht der starblichende Morrison. Das Endergebnis aber bestand in der Auslieferung Blygh's und eines Theiles der Mannschaft in einem Boote durch Christian und seine Mitverschworenen. Blygh siechte Christian um Erbarmen an: Ich verpände mein Ehrenwort, Herr Christian, diesen Vorgang als ungeschehen zu betrachten, wenn Sie mich an Bord behalten. Schonen Sie mich um meiner Frau und Familie willen.

Nein, gab Christian hartnäckig zurück; wenn Sie ein Mann von Ehre wären, würden Sie die Dinge nicht so weit haben kommen lassen, und wenn Sie Ihre Frau und Familie liebten, hätten Sie vorher an sie denken und sich nicht wie ein Schurke benehmen sollen. Der Hochbootsmann versuchte dann, das Herz Christian's zu erweichen. Zu spät! war die Antwort; ich habe in den letzten vierzehn Tagen Höllenqual ausgestanden, und ich bin entschlossen, sie nicht länger zu ertragen. Ihr wüßte ja Alle, daß ich während der ganzen Reise wie ein Hund behandelt worden bin. — Einer oder der Andere versuchte noch eine Fürsprache ohne Gehör zu finden.

Der Arzt war vor wenigen Wochen gestorben und es befanden sich somit noch 44 Personen an Bord. Von diesen wurden 19 gezwungen ein offenes, nur 23 Fuß langes Boot zu besteigen, in welches die Werkzeugkiste des Zimmermanns, 150 Pfund Brod, 32 Pfund gefalenes Schweinefleisch, 6 Gallonen Rum, 6 Flaschen Wein, 28 Gallonen Wasser und 4 leere Fässer geladen wurden. Keine Waffen durften die Ausgestoßenen mitnehmen und keine anderen Navigationsinstrumente als einen alten Sextanten und ein Buch mit nautischen Tabellen. Warum gerade diese 18 Schicksalsgefährten Blygh's ausgewählt wurden, ist unerklärt geblieben. An der Meuterei selbst nahmen nicht mehr als 12 Mann Theil und von den anderen 13 an Bord zurückgebliebenen Leuten wurden einige mit Gewalt zum Bleiben gezwungen und einige blieben nur deshalb freiwillig zurück, weil sie glaubten, das nur einige Joll über den Wasserspiegel tragende Boot würde die See nicht halten können, und wenn die Insassen auf einer Insel landeten, würden sie von den Eingeborenen getödtet werden.

Sobald das Boot abgestoßen war, wurde die „Bounty“ von allen Pflanzen und Naturerzeugnissen erleichtert und kreuzte dann unter dem Kommando von Christian mehrere Wochen zwischen den Inseln der Südsee, um einen geeigneten Ort zur Ansiedelung zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

selbst. In einigen Gemeinden bequemen sich die Grundbesitzer, den Mähern 15 bis 24 pCt. zuzugestehen, um nicht die ganze Ernte, welche nicht mehr aufzuschieben ist, einzubüßen. Die Frauen spielen bei dem Strike eine Hauptrolle. Bis jetzt haben die Schnitter nicht nachgegeben, so daß die ganze Ernte verloren gehen kann, wenn keine Einigung stattfindet. Die Gefängnisse in Novigo sind von Verhafteten überfüllt. In den Krankenhäusern wurden mehrere Verwundete untergebracht.

Vereinsnachrichten.

Im Fachverein der Schuhmacher sprach am Montag Herr Meißner über Großindustrie und Kleingewerbe. Von der allmählichen Entwicklung des Handwerks aus der ackerbau-treibenden Bevölkerung, vom alten Innungswesen, von dem Verhältnis des Gesellen zum Meister, kam Redner auf die moderne Entwicklung der Industrie zu sprechen. Die maschinellen Vorteile bedingen es, daß die Industrie nur mit Kapitalien gewinnbringend ausgenutzt werden kann, und es ist dies der Grund dafür, daß das Kleinhandwerk, welches bekanntlich mit diesen technischen Vorteilen nicht rechnen kann, hinter der Entwicklung der Großindustrie zurückbleibt, es zerlegt sich, und in absehbarer Zeit wird es nur noch Großfabrikanten und Arbeiter geben. Die Anstrengungen der Innungen in der Jetztzeit, sind deshalb weiter nichts als galvanische Experimente, man bemüht sich vergeblich einem toten Körper Leben einzubringen, aber alle diese Versuche werden mißlingen — das Rad der Zeit rollt darüber hinweg. Ein nächster Redner kritisierte und verurteilte die neuesten Bestrebungen der Schuhmacher-Innung, den Arbeitern in allernächster Zeit Arbeitsbücher auszusenden. Hiergegen sei in öffentlichen Versammlungen energisch Front zu machen; es sei nur zu beklagen, daß die Gleichgültigkeit unter den Schuhmachern eine so große sei. Würden sie in Massen dem Fachverein beitreten, so würde dieser im Stande sein, die Innung in ihre Schranken zu weisen. Der Vorsitzende machte bekannt, daß nächstens eine öffentliche Versammlung stattfinden werde. Außerdem wurden zum Abonnement auf das „Berliner Volksblatt“ aufgefordert. Zum Schluß fand eine Sammlung für die streikenden Kollegen in Gießen statt.

Der Luisestädter Arbeiter-Bezirksverein „Vorwärts“ hält heute Abend 8 1/2 Uhr eine Vereinsversammlung in Konrath's Salon (Wasserthorstr. 68) ab. Tagesordnung: 1) Bericht des Vorstandes, 2) Vortrag des Herrn Stadtv. Singer, 3) Diskussion, Verschiedenes und Fragelosen. Das Vortrags-Thema wird in der Versammlung bekannt gegeben werden. Reges Betheiligung erwünscht.

Vermischtes.

Der größte Hammer, welcher auf der Krupp'schen Fabrik zu Essen in Thätigkeit ist, hat ein Gewicht von 1000 Zentnern, während ein zweiter ein Gewicht von 400 Zentnern hat. Es soll jetzt beabsichtigt werden, einen neuen Hammer zu errichten, welcher ein Gewicht von 10 000 Zentnern erhalten soll. Schon seit längerer Zeit ist man mit Bohren beschäftigt, um für Aufstellung dieses Riesenhammers durchaus festen Boden zu erhalten. Wenn der jetzige größte Hammer thätig ist, fangen die Häuser in der näheren Umgebung an zu beben. Ein Hammer von 10 000 Zentnern ist für die jetzige Saute-gurkzeit gar keine läbliche Erfindung.

Unfreiwillige Holskomiß. Aus Altdorf bei Schönrberg an der böhmisch-schlesischen Grenze wird eine sonderbare Holsgeschichte gemeldet, die von der Rigorosität Zeugnis ablegt, mit der neuerdings nicht selten von den Grenzbeamten verfahren wird. Beim Hüten waren vier Rube und zwei Ziegen eines Altdorfer Bauern auf ein Waldgrundstück auf preussischem Gebiete übergetreten. Zwei preussische Grenzaufseher bemerkten das und trieben das Vieh als Contrebände nach Altdorf, weil Rindvieh wegen der Rinderpest nicht ohne besondere Genehmigung der Oberzollbehörde eingeführt werden darf! Dem Besitzer sind daraus über 100 Mark Kosten erwachsen. So etwas kann natürlich nur passieren, wenn gehörtes Vieh ohne Aufsicht in der Welt herumläuft.

Ein Strife in der römischen Kaiserzeit. Wir sind gewohnt — den sogenannten Strife für eine durchaus moderne Erfindung zu halten. Weit gefehlt. Ein archäologischer Fund in Griechenland hat soeben das Gegenteil bewiesen. Eine römische Inschrift aus der Kaiserzeit ist gefunden worden, welche einen Erlaß der Behörde gegen einen Strife der — Bäcker

enthält. Die Obrigkeit wendet sich an die Strifenden, appellir an ihre Weisheit, verspricht den Nachgebenden Verzeihung und bedroht die Ausheser, welche ihre Arbeit niedergelegt, sich versteckt und geheime Gesellschaften gebildet haben.

Neueste Nachrichten.

Bern, 1. Juli. Der Bundesrath hat umfassende Maßregeln gegen die Einschleppung der Cholera an den südlichen Grenzen angeordnet.

Antwerpen, 30. Juni. Bei der hier abgehaltenen Versammlung behufs Aufstellung von Kandidaten für die in Antwerpen vorzunehmende Wahl von Senatoren erklärte der Minister des Innern, Jacobs, daß die Regierung einen Kornzoll nicht beantragen werde. Das Programm des Kabinetts werde die Schulreform, die Wahlreform, sowie die Frage der kommunalen und die der provinziellen Freiheit umfassen.

Madrid, 30. Juni. Der Senat votierte heute einstimmig eine von Rivera (Republikaner) beantragte Motion, in welcher erklärt wird, der Senat habe mit Bedauern von dem Artikel der New-Yorker Zeitung „World“ worin mitgetheilt wird, die spanische Regierung wolle Kuba verkaufen, Kenntnis genommen. Der Senat protestirte gegen jedes Projekt einer Trennung Kubas von Spanien und bewilligte alle Opfer, um Kuba zu erhalten.

London, 30. Juni. Die Jury hat Bradlaugh in allen Punkten der Anklage für schuldig erkannt.

Christiania, 30. Juni. Das Storting hat sich heute mit 84 gegen 25 Stimmen für die Theilnahme der Staatsräthe an den Verhandlungen des Storchings ausgesprochen.

Briefkasten der Redaktion.

Diesemigen Freunde unserer Zeitung, welche neue Abonnenten für dieselbe gesammelt haben, werden dringend gebeten, die zu. Listen ungesäumt der Expedition „Zimmerstraße 44“ zuzustellen.

Theater.

Mittwoch, den 2. Juli.

Die Königl. Theater sind der Ferien wegen geschlossen.

Deutsches Theater: Geschlossen.

Neues Friedrich-Wilhelms-Theater: Boccaccio.

Baller-Theater: Hotel Blancmignon.

Offend-Theater: Der Bettelstudent von Berlin.

Belle-Alliance-Theater: Die Goldprobe.

Balkalla-Operetten-Theater: Nanon.

Kaisenhäusliches Theater: 62. Opern-Vorstellung. „La Traviata“, oder: „Die Dame mit den Kamelen“.

Oper in 4 Akten von F. M. Blave. Musik von Verdi. Georg Hermann: Herr Herrmann Reich als Gast.

Central-Theater: Loß und Bedig.

Arb.-Bez. Verein f. d. Osten Berlins.

Billetts zu ermäßigten Preisen für Badeanstalt Nauwerbach, Banopistulum u. Aquarium sind bei Meyer, Or. Frankfurterstraße 61 zu haben. [385] Der Vorstand.

Arb.-Bez.-V. Laufiger Platz.

Mittwoch, 2. Juli, Abends 8 Uhr bei Wohlhaupt, Mantuffelstraße 9, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Verschiedenes. [360]

L. Schmidt, Zeitungspediteur, Mantuffelstr. 80 a. d. Dramenstr., empfiehlt sich zur pünktlichen Besorgung des Berl. Volksblatt und der Neuen Welt. [361]

Im Verlage von J. G. W. Dietz in Stuttgart erschien und ist in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben:

Die Sozialdemokratie

vor dem

Deutschen Reichstage.

Erste Lesung des Sozialistengesetzes nach dem amtlichen Stenogramm.

Heft I. Sitzung am 20. März } 2 Hefte 25 Pf.

„ II. „ „ 21. „ }

Große Silber-Lotterie des Deutschen Kriegerbundes.

Ziehung in Berlin am 16. dieses Monats.

Hauptgewinne: Mf. 10 000, 5000, 3000, 2 à 1000 u. u.,

zusammen 7584 Gewinne im W. v. 100 000 Mark.

Loose à 1 Mark zu haben bei dem General-Debit von A. Molling, Berlin W., Friedrichstraße 180, sowie bei den Haupt-Agenturen: M. Kränkel, C. Köpfer, 7, S. J. Batsch, C. Mollenmarkt 14, Kasar Borchardt, SW., Leipzigerstraße 48, Borchardt Gebr. W. Friedrichstr. 61 und C. Königsr. 1, Croner & Co., W. Passage, Laden 8, B. Fischer, C. Königsr. 44, G. Nord, NW., Dorotheenstr. 71, M. Kränkel jr., C. Neue Friedrichstr. 79, W. Gerstmann, C. Rosenthalerstraße 31, G. Langgaard, Friedrichstr. 160, D. Lewin, C. Spandauerbrücke 16, G. L. Mendelssohn, C. Rosenthalerstr. 17, Em. Meyer, C. Stralauerstr. 44, J. Rosenberg, SW. Kommandantenstr. 63-64, Fris Ruppin, SW. Belle-Allianceplatz 10a, Richard Schröder, W. Markgrafenstr. 46, H. Schumacher, C. Königsr. 14a, C. Streese, O. Andreasstr. 59, A. Strube, C. Alexanderstr. 36, A. Thormeyer, Königgräberstr. 129, Julius Werner jr., Louisestr. 25 und in den durch Plakate kenntlichen Handlungen. [305]

Die Buchdruckerei
von
MAX BADING
Beuthstrasse 2
empfiehlt sich
zur Anfertigung sämtlicher
Druckarbeiten,
in geschmackvoller Ausführung zu soliden Preisen.

Die Nr. 6 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob“ ist erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“ zu haben.

Cigarren-Import Gustav Wendt

Berlin S., Oranienstrasse 66, Berlin S. zwischen Moritzplatz und Kommandantenstrasse.

Königshäusliches Kasino,
Restaurant und Garten,
Holzmarktstraße Nr. 72,
empfiehlt den geehrten Vereinen seine
Festäle
nebst großem Sommer-Garten zur Abhaltung von Festlichkeiten unter soliden Bedingungen.
Zugleich stehen 4 Vereinszimmer dem geehrten Publikum zur Verfügung. — 2 Regalbahnen, 3 frz. Billards. Gute Küche, Bögem, Pagenhofer und Nürnberger Bier vom Fass, bei täglich freiem Künstler-Konzert.
G. Meßner.

Abg. v. Ramma., Tibet, Ericot, Tuch u. Wolle lauft und holt ab F. Duedeno, Wienerstr. Nr. 40. [291]

Das große Geschäft von

Sielmann & Rosenberg, Kommandanten- u. Lindenstrassen-Ecke

verkauft bei streng reeller Bedienung zu wirklich billigen Preisen:

Moderne Frühjahrs-Kleiderstoffe

Meter 30, 40, 50 und 60 Pf., kosten in jedem anderen Geschäft bedeutend mehr. Berliner Singhan, waschechter Stoff zu Hauskleidern, Meter 30 und 40 Pf. Eine große Auswahl glatter Kleiderstoffe, in allen hübschen Farben, Meter 50 und 60 Pf.! Eine große Auswahl klein larrirter Kleiderstoffe, Meter 45, 50 und 60 Pf. Eine große Auswahl moderner groß larrirter Kleiderstoffe, Meter 45, 50 und 60 Pf.

Schwarze Cachemirs

2 Ellen breit Meter M. 1,20 und 1,50, Schwarze rein wollene ganz schwere Double-Cachemirs, Meter M. 1,80, 2, 2,25, 2,50 und 3.

Leinen-, Baumwollwaren, Möbelstoffe, Teppiche und Gardinen,

Shirtings, Chiffons, Dimitis und Biqués, Meter 30, 40 und 50 Pf., 1/2 breite schwere Domlas, Meter 30 und 40 Pf., allerbeste Qualität 45 Pf., 1/2 breit Elasser Hemdentuch für Damen-Wäsche, Meter 35 und 45 Pf., leinen Stuben-Handtücher, Duzd. 1 1/2 und 1 1/2 Zhr., schwer: Elasser Bettzeuge, Meter 35 und 45 Pf., glattrosa leinen Inlett, Meter 60, 70 und 75 Pf., 1/2 breiten leinen Bett-Drillich, Meter 75, 90 Pf. und 1 Mark. Engl. Zwirn-Gardinen, Meter 40, 50 und 60 Pf. Englische Tüll-Gardinen, Meter 75 und 90 Pf. Abgepaßte Tüll-Gardinen, das Fenster 6 und 7,50 M., Werth das Fünffache. Einzelne Reste zu 2 und 3 Fenster passend, das ganze Fenster 2,25, 2,50 und 3 M. Möbel-Kipfe in allen Farben, Meter M. 1 und 1,50.

Eine grosse Auswahl Waschkleider (Cattun- u. Zephirkleider) 12, 15, 20 u. 25 M.

Schwarze Costumes schwarz wollene Cachemir-Costumes 18 M. 20 und 25 M.! schwarze wollene Cachemir-Costumes mit echtem Sammet oder Seiden-Ramage garnirt, 24 M., 30 M., 36, 40 und 50 M.!

Costumes aus guten wollenen Modestoffen, neueste Mode, sauber und fest gearbeitet 15, 20, 25 u. 27 M.

In größter Auswahl Regenmäntel, Vellerinen-Mäntel, anschließende Paletots, nur aus haltbaren reellen guten Stoffen gearbeitet.

Schwarze Dollmans, schwarze Umhänge, elegant mit echter Spitze garnirt, 10, 12, 15, 20 u. 25 M. Schwarze anschließ. Jaquets, elegant garnirt, 10, 12 u. 15 M.

Die Trunksucht.

Es ist vor einigen Tagen an das „Volksblatt“ die Frage gerichtet worden, ob die Trunksucht heilbar sei oder nicht. Folgendes soll nun in allgemeinen Umrissen das enthalten, was die heutige Wissenschaft über die Entstehung der Trunksucht, weiß über die Schäden, die sie anrichtet und die Mittel zur Abhilfe. Vor Allem müssen wir die Frage aufwerfen, wodurch entsteht denn der Konsum des Alkohols, der ja heutzutage so gewaltige Dimensionen angenommen hat? Dies beruht einerseits auf der belebenden und anregenden Einwirkung desselben auf unsere Sinne, die den Menschen zu Heiterkeit und Selbstvertrauen veranlaßt. Doch dieser Grund trifft nur in den wenigsten Fällen zu. Genussmittel ist der Alkohol nur bei den wohlhabenderen Massen der Bevölkerung in der Form des Piqueurs, der schweren Weine etc. Und wenn bei diesen der Konsum kein so großer ist als bei den Armen, so liegt dies keineswegs darin, daß erstere sich der schädlichen Wirkungen größerer Quantitäten besser bewußt sind. Nein, der Grund ist einfach der, daß sie den Schnaps nicht nötig haben, wie es bei dem Arbeiter der Fall ist. Das geht so zu. Der Schnaps befördert nämlich auch die Verdauung, indem er die Magendrücken reizt, so daß sie den Mageninhalt reichlicher fließen lassen. Wenn nun der Arbeiter sein Mittagbrod zu sich genommen, so hat er oft nicht Zeit wie der Wohlhabende während eines Mittagsschlafens den Prozeß der Verdauung ungehindert vor sich gehen zu lassen, er muß vielmehr häufig gleich wieder an die Arbeit. Die sofortige Arbeit ist aber seiner Verdauung durchaus nicht zuträglich, er hebt sich daher genötigt dieselbe durch einen Schnaps zu unterstützen.

Wenn dies aber längere Zeit fortgesetzt wird, so gewöhnt sich der Magen schließlich so daran, daß er überhaupt nur noch durch den Genuß von Schnaps veranlaßt wird, den Verdauungsprozeß vorzunehmen. Dieses Uebel steigert sich mit der Zeit dermaßen, daß der Magen überhaupt keine festen Speisen mehr verdauen kann, wenn nicht reichlich Schnaps hinzugenommen wird. Ist es nun zu verwundern, wenn der Arbeiter statt sich der Speisen zu bedienen, die ihm unverdaut nur den Magen beschweren, lieber gleich zur Schnapsflasche greift? Ja weiter, häufig hat er gar keine Zeit nach Hause zu gehen, weil der Ort seiner Arbeit so entlegen ist, es fehlt ihm aber an Geld im Gasthause zu essen, wozu nimmt er seine Zuflucht? natürlich zum billigen Schnaps! So kommt es, daß der Schnaps zu einem Nahrungsmittel, ja häufig zum einzigen Nahrungsmittel des Arbeiters wird, ohne eigentlich ein Nahrungsmittel zu sein, d. h. ohne dem Körper überhaupt Nährstoffe zuzuführen. Daß dies aber möglich ist, hängt mit einer weiteren Eigenschaft des Schnapses zusammen. Bei angestrengter Arbeit werden durch die erhöhte Atmung und den vermehrten Schweiß die im Körper angesammelten Nahrungsstoffe, die als Fett in denselben lagern, schneller verbraucht; wird nun keine Nahrung als Ersatz zugeführt, so werden statt des Fettes die Muskeln angegriffen, es tritt Erschlaffung und Hunger ein. Hier hat nun wieder der Schnaps, die in einzelnen Fällen wohl nützliche, im Allgemeinen aber schädliche Wirkung, daß er Ermüdung und Hunger überwindet und uns zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt. In einem einzelnen Falle, wo eine große Anstrengung auch durchaus notwendig ist, z. B. im Kriege ein langer Marsch, auf den man sich nachher auch lange ausruhen kann, da verrichtet der Schnaps vorzügliche Dienste. Wenn der Schnaps genossen aber zur Gewohnheit wird, dann treten die schädlichsten Folgen ein. Daß aber der Schnaps den Hunger überwindet, das liegt nicht daran, daß er dem Körper neuen Nahrungsstoff zuführt, sondern daran, daß er ihn hindert, nach Verbrauch des angesammelten Fettes, nun die Muskeln anzugreifen, kurz, daß er den Stoffwechsel verlangsamt. Der Schnaps dient also nicht als Nahrungsmittel, wohl aber als Sparmittel. So kommt es, daß mancher Arbeiter tagelang von weiter nichts als Schnaps leben kann, indem dieser den Verbrauch seiner Muskeln eine zeitlang auf-

hält; doch daß dies dem menschlichen Körper nicht gesund sein kann, ist wohl klar, da ja gerade ein schneller Stoffwechsel der Gesundheit am zuträglichsten ist. Freilich einen einmaligen Schnapsgenuß auch im Uebermaß gleicht der Körper schnell wieder aus, wenn er aber zur Gewohnheit wird, so hat er, wie jedermann weiß, die schlimmsten Folgen. Da diese nun sehr bekannt sind, so brauchen sie hier nur in wenigen Worten charakterisiert zu werden. Der Alkohol, den man zu sich nimmt, geht augenblicklich in das Blut über und bringt dasselbe in schnelleren Fluß, Herzschlag und Athem werden beschleunigt; dort, wo das meiste Blut angesammelt ist — in Kopf und Leber — hat er natürlich die größten Wirkungen, daher der Schwindel im Kopf etc. Auf jede größere Erregung folgt aber eine um so größere Ermattung. Auf einen beflügelten Athem ein immer erneuter Schnapsgenuß stellen sich dann noch schlimmere Folgen ein; die Verdauung wird total gestört, es finden Fettablagerungen unter der Haut statt, daher das aufgedunsene Aussehen der Trinker; ebenso um Herz und Lungen. Ferner treten schwere Erkrankungen von Leber und Nieren ein. Welche Einwirkungen schließlich der Schnaps auf das Gehirn ausübt, das weiß jeder, der einen Gewohnheitstrinker im Säufersaßhause, im delirium tremens gesehen hat.

Natürlich wird die Frage aufgeworfen: giebt es denn kein Mittel gegen die Trunksucht? Hier handelt es sich aber um zweierlei: einmal einen Trunksüchtigen wiederherzustellen, andererseits überhaupt zu verhindern, daß sich so viele Menschen der Trunksucht ergeben. Was die Wiederherstellung anbetrifft, so kann dieses der Arzt allein nicht herbeiführen. Was der Arzt thun kann ist dies: Er kann die üblen Folgen des Alkohols mildern, die Schäden, die er im Körper angerichtet, einigermassen ausgleichen. So kann er eine leichte Nieren- oder Lebererkrankung wohl heben, jedoch in jedem Falle den Kranken wieder herzustellen, das vermag er nicht. Ueberhaupt, da es ja eine längere Zeit währt, bis der Körper durch den Schnapsgenuß völlig zerrüttet ist, wird naturgemäß auch die Heilung nicht im Augenblick von Statten gehen. Mehr noch als Medizin (zu warnen ist hier natürlich vor den in den Zeitungen ausgeschriebenen Quacksalberreien) nützt eine geregelte Lebensweise. Um den Kranken vom Schnaps zu entwöhnen, ist vor allem nötig, daß man ihm denselben ersetzt. Oben wurde darauf hingewiesen, daß durch den Schnapsgenuß dem Arbeiter der Magen dermaßen ruiniert wird, daß er seine Speisen nicht mehr ohne ihn verdauen kann. Derselbe kann also nie vom Schnaps lassen, wenn man ihm seine Verdauung nicht zurückgiebt. Um diese allmählich wiederzuerlangen, muß er anfangs nur ganz leicht verdauliche Nahrungsmittel zu sich nehmen, das sind die flüssigen, wie: Bouillon mit Ei, Kaffee, Milch mit Weißbrot; ferner leichte Gemüse, wie: Mohrrüben, Kohlrabi etc., später möge erst Fleisch folgen. Der schwerer verdaulichen Hülsenfrüchte sowie des Schwarzbrotens enthalte er sich noch am Anfange. Zu allen Speisen aber, die er isst, nehme er tüchtig Pfeffer und Salz, um sie sowohl schmackhaft als auch leichter verdaulich zu machen; die Gewürze vertreten also hierin den Schnaps. Um ferner auch einen Erfolg für die belebende Wirkung des Schnapses zu haben, trinke er morgens womöglich zweimal Kaffee, aber kein Sibirienwasser, ebenso auch gleich nach dem Mittagessen; denn der Kaffee regt ebenfalls die Nerven an, was namentlich nach dem Mittagbrod sehr dienlich ist. Vor Allem aber muß der Kranke das Essen, was ihm am besten schmeckt, wenn es nicht schwer verdaulich ist, d. h. ihm nach dem Genuße nicht den Magen beschwert. Ist derselbe verheiratet, so wird ja seine Frau seine Lieblingsgerichte kennen, diese möge sie ihm möglichst schmackhaft bereiten vorsetzen. Sobald derselbe auf diese Weise langsam zum Essen zurückgeführt worden, dann wird er auch das Trinken aufgeben.

Jetzt kommen wir zu den Mitteln, das Umsichgreifen der Trunksucht überhaupt zu verhüten. Hierfür ist gerade die am

Anfang dargelegte Entstehungsweise der Trunksucht von Wichtigkeit. Denn wenn man diese kennt, so ist doch sonnenklar, daß das einzige Mittel gegen jenes Laster darin besteht, ihm die Lebensbedingungen zu entziehen. Das ist sicher, daß Moralpredigten und Mäßigkeitsvereine am allerwenigsten am Platze sind; diese sind weit zuträglich bei der wohlhabenden Bevölkerung, die ohne jede Nothwendigkeit zu berausenden Getränken greift. Ja, oft hat man es schon erlebt, daß nach Verlust des Vermögens an Stelle des Champagneraustausches der Schnapsbrauch trat. Man sprach dann von „Verweigerung“, doch mit Unrecht; der ehemalige Reiche mußte vielmehr auf eigenen Verle die Erfahrung machen, daß der Schnaps für den Armen geradezu ein notwendiges Uebel geworden ist.

Die einzig wirksamen Mittel gegen die Trunksucht beruhen darauf, daß man den Schnaps überflüssig macht, indem man dem Arbeiter eine längere Frühstück- und Mittagspause gewährt, damit die Verdauung, dieser wichtigste Prozeß, ungehindert vor sich gehe; auch biete man ihm in öffentlichen, leicht zu erreichenden Speisehäusern eine billige, schmackhafte Nahrung. Schließlich suche man den Schnaps durch andere, gesündere Getränke zu ersetzen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in Gegenden, wo der Weinbau florirt, der Schnapskonsum viel geringer ist, der Schnaps wird dort durch den leichten Landwein verdrängt. Ebenso ist das Bier der gefährlichste Gegner des Schnapses. Daher muß man danach streben, den Preis des Bieres, dieses weit gesünderen Getränkes, möglichst herabzusetzen. Jede Biersteuer, das hat man in England gesehen, treibt Tausende dem Schnaps in die Arme. Daher hat auch, als die deutsche Regierung dem Beispiel der anderen nachfolgen wollte, mit Recht sich die Volksoertretung mit aller Energie gegen jede Biersteuer erklärt, und sich hierdurch den Dank der ganzen arbeitenden Bevölkerung erworben. A. K.

Wir kommen auf diesen uns eingesandten Artikel in einer der nächsten Nummern noch ausführlich zurück. D. A.

Communales.

Stadtverordneten-Versammlung.

Deffentliche Sitzung vom 30. Juni.

Vorsitzer Dr. Straßmann eröffnet die Sitzung um 5 1/2 Uhr.

Auf der Tagesordnung stehen zunächst Berichte des Petitions-Ausschusses. Stadtd. T u g a u e r referirt über die Petition des Kaufmanns Lauffer und Genossen, betreffend die Herstellung eines geräuschlosen Pflasters in der Kommandantenstraße und empfiehlt die Petition dem Magistrat zur Berücksichtigung zu überweisen. Stadtd. D i e r s c h belämpft die Petition, da die Versammlung erst am 31. Januar d. J. gleichfalls auf eine Petition von Anwohnern der Kommandantenstraße die Pflasterung mit Steinen beschlossen hat. Auf dringende Befürwortung seitens der Stadtd. Schlesier und Solon gelangt der Antrag des Petitions-Ausschusses zur Annahme. — Auch eine Petition des Präsidenten des Reichs-Eisenbahnamtes um Asphaltirung der Linkestraße wird ohne Debatte dem Magistrat zur Berücksichtigung überwiesen.

Es folgt die bekannte Antwort des Magistrats auf die Anfrage des Stadtd. D r. S t r y d, in welchem Stadium sich die Erledigung der sogenannten S t r y d'schen Anträge (Reform der städtischen Steuern etc.) befindet. — Stadtd. D r. S t r y d verweist darauf, daß er mit anderen Stadtverordneten im Januar 1880 den Antrag eingebracht haben in gemischter Deputation, eine Reihe von Finanzfragen zu verhandeln. Die gemischte Deputation habe in einer Reihe von Sitzungen das Material gesammelt und gesichtet und die Antwort des Magistrats, wonach er seinerseits die Gutachten der Magistratskommission der gemischten Deputation unterbreiten werde, erledige seine Anfrage. Er bittet aber den Magistrat, die Vota allen Mitgliedern der Versammlung zuzustellen. Die Lösung der großen Frage sei jetzt sehr poßend, da ein Ueberschuß von 2 Millionen vorhanden ist, der wohl verwendet werden kann,

unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, nur einen Weg zu suchen, auf dem er Rettung erhoffen durfte. Er fühlte sich gefangen in einem Netz, dessen Maschen jedem, und wenn auch verzweiflungsvollen Versuch, sie zu zerreißen, spotteten. Wie er sich auch anstrenge, gederbete, es gelang nicht. Im Gegentheil, immer enger zogen sie sich um ihn zusammen und drohten ihn zu ersticken.

Drittes Kapitel.

Licht!

Gedankenvoll war Harlen-Essen nach seiner Unterredung mit dem alten wiedergefundenen Freunde die Rue Mogador hinab und dem Boulevard zugegangen.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß van Ovens Gebahren während dieser kurzen Szene ein auffallendes gewesen, und allerlei sonderbare Gedanken tauchten wie aus tiefen dunklen Gräben in ihm auf. Doch er bannte, verschlechte sie sofort mit Unwillen, ja mit Born und versuchte die Aufgeregtheit des Anders nur dem so unverhofft erfolgten Wiedersehen zuzuschreiben. Er wollte — mußte an den Freund glauben, denn nur von ihm allein und seiner Hilfe konnte er Befreiung von der Schande erwarten, die auf seinem Namen lastete und die ihm das Dasein fast unerträglich machte.

Reich oder zum wenigsten sehr wohlhabend muß van Ovens sein, so sagte er sich, denn die Wohnung, die Ausstattung des Salons und die Bedienten in Vivree, Alles dies war, wenn sein Blick es auch nur gestreift, in seiner Erinnerung haften geblieben und jetzt mußte er daran denken.

Nun er wird in Paris sein Glück gemacht haben wie Andere, wie ich es in Australien gemacht!

Damit schloß er endlich seine Gedankenkette über den alten Freund und vermochte nunmehr erst, sich mit den Andeutungen zu beschäftigen, welche van Ovens ihm über den muthmaßlichen Urheber des Verbrochens gegeben.

Leo Ollenheim soll der Dieb gewesen sein und die That entweder allein oder mit Grein und mit Hilfe eines zweiten Exemplars des Rassenkessels ausgeführt haben?!

Es wäre entgeglic, wenn es sich also verhielte, und er, Harlen-Essen, all sein Weh und Leid diesen beiden Menschen verdanken, an denen sich zu rächen eine Unmöglichkeit war, da der Eine längst todt, der Andere geisteskrank, also so gut wie gestorben war.

Er sträubte sich gegen diesen Gedanken, und doch mußte er ihn als den einzigen annehmen, der das Räthsel des Diebstahls zu lösen vermochte. Jemehr er darüber nachdachte, je wahrscheinlicher kam es ihm vor. Die Existenz eines zweiten Exemplars des Rassenkessels hatte van Ovens fest behauptet. Leo, als der Sohn des Hauses, konnte sich denselben verschaffen, seinem Helfershelfer Grein eingehändig, Letzterer um seine, Essen's, Klucht gewußt, und sich auch wohl gedacht haben, daß der Kassirer den anderen Schlüssel, den zu dem Hauptschloße

Feuilleton.

Drei Gesellen.

71

Eine ernste Erzählung von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Versuchen Sie es! lachte Agapita trotzig auf.

Auwent schwankte; seine Drohung konnte er erfüllen, doch ob sie das gewünschte Resultat herbeiführt hätte, war zweifelhaft. Dummes Zeug! murmelte er. Was Gewalt? Gutwillig werden Sie mir das verfluchte Papier geben, denn ich will es — einlösen, Ihnen jetzt schon die Summe, auf die es lautet, auszahlen.

Daß ich eine Närrin wäre, Ihnen darauf hin den Wechsel, der ebenso gut wie baares Geld ist, auszuliefern!

Aber Agapita, sagte nun Auwent, und schon wurde seine Stimme bitterer, sei doch vernünftig! Ich will Dir einen Wechsel ausstellen, wenn Du mein baares Geld nicht haben willst, nur gib mir das Papier wieder — ich bitte Dich!

Agapita strykte. Mit dem Papier mußte es eine eigene Bewandniß haben, daß der Mann es in solcher Weise zurück verlangte.

Und haben Sie das Geld, 50 000 Francs bei sich?

Das Geld? — Nein, antwortete Auwent etwas verwirrt.

Sehen Sie nur, daß Sie mich betrügen wollen!

Damit Du siehst, Agapita, daß ich es ehrlich meine, so will ich Dir einen neuen Wechsel schreiben und die Summe verzögern. Ich setze — 60 000 Francs. Glaubst Du mir nun?

Gut, dann schreiben Sie.

Und Auwent setzte sich an das kleine elegante Bureau und begann mit zitternden Fingern einen Wechsel auf 60 000 Francs zu schreiben. Agapita stand hinter ihm und schaute nicht wenig erregt dem Schreibenden zu. Plötzlich schrie sie mit gellendem Tone:

Nun weiß ich, daß Sie ein Betrüger sind! Der Wechsel, den Sie da schreiben, ist falsch! Das ist nicht Ihre Handschrift. Sie verstellen Ihre Schrift. O, ich kenne Ihre Handschrift genau, denn wohl hundertmal habe ich seit gestern das losbare 50 000-Francs-Billet angesehen, gelesen und geküßt.

Auwent sah da, den Kopf auf die schmerz athmende Brust gesenkt — vernichtet.

Endlich erhob er sich: er mußte fort und der Sache ein Ende machen.

Höre, Agapita, sprach er nun, versuchend, seine Rede so ruhig als möglich zu halten, ich gehe, um das Geld, die 50 000 — meinetwegen die 60 000 Francs bei meinem Banquier zu holen. Ich schwor mich ich nach Auteuil. Also gedulde Dich, folgte ich auch jetzt erst heimkehren. Aber ich komme und sei es in der Nacht, und das Geld bringe ich mit, um den Wechsel

sel einzulösen. — Versprichst Du mir zu warten und das Papier bereitzuhalten?

Agapita, durchaus nicht bösbartig von Herzen, begann Mitleid mit dem Manne zu haben, dessen Aufregung ihr umso fürchtbarer erschien, je weniger sie dieselbe zu begreifen, zu enträthseln vermochte. Einen Augenblick überlegte sie, wie sie das Papier wieder in ihre Hände zu bringen vermöge; damit scheinbar im Klaren, antwortete sie in beruhigender Weise:

Ich verspreche es Ihnen, Herr von Auwent.

Gut, Agapita, ich verlasse mich auf Dein Wort. Heute Abend kehrt Du mich wieder, dann bringe ich Dir das Geld. Leb' wohl!

Und rasch wendete er den Kopf und schritt auf den Ausgang des Salons zu, um sich so schnell als möglich hinaus nach Auteuil zu begeben.

Madame Saint-Victor sah schon an ihrem Schreibtisch. In kleine Stille zerriff sie den angefangenen Wechsel, die sie dann verächtlich beiseite warf. Hierauf schrieb sie hastig folgende Zeilen an Remy:

„Mein Freund!

Thue keine Schritte, um den Wechsel zu Gelde zu machen, sondern komme augenblicklich mit dem Papier zu mir. Hier wirst Du das Geld sofort empfangen.

Deine Dich sehnlichst erwartende Agapita.“

Auf ihr Schellen trat die Kammerfrau ein.

Das Billetchen hier ist an Herrn Remy gerichtet. Es muß unter allen Umständen noch heute Nachmittag in seine Hände gelangen. Hier seine Adresse. Er muß das Billet erhalten und durch Sie. Ich rechne darauf.

Seien Sie unsorgfältig! Madame, entgegnete die Hofe dienstfertig. Ich werde ihn zu finden wissen. — Dann eilte sie aus dem Zimmer. Madame Saint-Victor warf sich wieder in ihren blauweidenen schwellenden Divan, über den sonderbaren Auftritt, das ihr unerklärliche Verlangen Auwent's nach dem Papier nachdenkend.

Wenige Augenblicke, nachdem die Hofe das Hotel verlassen, um die nicht allzu entfernt liegende Rue de Martius aufzusuchen, fuhr Herr von Auwent aus dem Hotel und nach Auteuil, um dort zu erfahren, daß Madame Laurent und Mademoiselle Helene bereits in vergangener Nacht die Villa verlassen und bis jetzt noch gar nicht heimgekehrt waren.

Nach allen Richtungen flogen die Mägde, Aufseher und Bedienten, die Verschwindenden zu suchen. Doch was auch geschah, wie sehr man sich auch anstrenge, es war Alles vergebens, keine Spur der Vermissten konnte aufgefunden werden. Bis zum späten Abend blieb Auwent in Auteuil, immer noch auf eine Nachricht über die so spurlos Verschwindenden hoffend; doch als alle Nachforschungen ohne irgend ein glaubwürdiges Ergebnis blieben, da befohl er die Heimfahrt.

In den Rissen seines Wagens sah der reiche Mann, zusammengekauert und fast zahnklappernd, verwirrt, betäubt und nicht mehr Herr eines klaren Gedankens. Er war vollständig

um die Uebelstände der Miethsteuer abzufchwächen. Nach welcher Richtung hin dies möglich sei, ersehe ich trotz des bis jetzt vorliegenden reichen Materials noch nicht spruchreif. — Oberbürgermeister v. Forckenbeck: Er beabsichtigt, die gemischte Deputation sofort nach Beendigung der Sommerferien zu berufen und möchte dieser Deputation überlassen sehen, darüber zu beschließen, welche Vota sie veröffentlichen wolle. Dieses Verfahren würde auch der städtischen Verfassung am besten entsprechen.

Stadt. Dr. J. rmer dankt den Stadt. Dr. Straß und Lohse für die gegebene Anregung und meint, daß er und seine Freunde eine solche Interpellation nicht gestellt haben, weil sie mit anderen Interpellationen keine Berücksichtigung gefunden habe, was wohl daran liege, daß seine Freunde nicht das genügende Verständnis haben, solche Interpellationen auszumachen, welche zur Beantwortung dem Magistrat angenehm sind (Weiterkeit). Die Uebelstände dieses Jahres würden zur Abstellung der Uebelstände der Miethsteuer nicht ausreichen, dazu bedürfte es vielmehr dauernder Einnahmequellen.

Stadt. Lohse wiederholt die Bitte, die Vota während der Ferien den Mitgliedern zuzustellen, denn nur so würde es möglich sein, die wichtige Frage vor der nächsten Staatsberatung zur Erledigung zu bringen.

Stadt. Dr. Straß betont, daß die von ihm gemeinten Uebelstände stabil sind, und deshalb könne man ihnen gegenüber eine Mindereinnahme der Miethsteuer ertragen.

Oberbürgermeister v. Forckenbeck erwidert dem Stadt. J. rmer, daß nach seiner Wissenschaft eine Interpellation von jener Seite nicht unberücksichtigt geblieben ist und daß der Magistrat bei allen Interpellationen nur sachliche Rücksichten kenne.

Stadt. Wallach erinnert den Oberbürgermeister daran, daß bei der Angelegenheit der Uebernahme des Eisenbahnsekretärs Schuster in den städtischen Dienst seine Partei die Anfrage gestellt habe, nach welchen Grundsätzen derartige Anstellungenverhältnisse geregelt werden sollen. Darauf sei keine Antwort erfolgt.

Oberbürgermeister v. Forckenbeck erwidert, daß er diese Anfrage in geheimer Sitzung dahin beantwortet habe, daß alle Besoldungsverhältnisse der städtischen Beamten durch den Normalbesoldungssatz durchaus geregelt sind.

Stadt. Wallach erklärt sich mit dieser Art der Beantwortung einer Interpellation nicht befriedigt und der Vorsteher verweist schließlich den Stadt. Wallach darauf, daß es nach der Geschäftsordnung den Interpellanten freigestanden hätte, die Anfrage in jeder Sitzung zu wiederholen.

Die Diskussion wird hierauf geschlossen und die Versammlung nimmt von der Antwort des Magistrats einfach Kenntnis.

Eine längere Debatte erregt die Vorlage, betreffend die Einführung elektrischer Beleuchtung im Rathhause. In derselben beantragen die Stadt. Schwalbe und Sam eine Abänderung des Projekts, daß der Stadtverordneten-Sitzungsaal Glühlicht statt Bogenlicht erhalte.

Stadt. Gärki bemängelt die einzelnen Bestimmungen des mit der Edison-Gesellschaft abzuschließenden Vertrages und befreit dem Magistrat die Verchtigung, unter Ausschluß aller Konkurrenz grade dieser Gesellschaft wieder die Arbeit zu übertragen und befragt schließlich lebhaft, daß unausschließbare Arbeiten so massenhaft noch in die letzte Sitzung der Versammlung bugirt werden, so daß die Versammlung ohne rechte Prüfung in den feuern Apfel beissen muß.

Nach längerer Erörterung des Stadtbauraths Blankenslein wird die Vorlage unverändert angenommen.

Die bekannte Vorlage, wegen Errichtung einer Ladehalle am Humboldthafen beantragt Stadt. Gerold abzulehnen, da er mit einer anonymen englischen Gesellschaft nicht gern was zu thun haben möchte.

Die Versammlung beschließt nach kurzer Debatte auf Antrag des Stadt. Dellmann die Vorlage einem Ausschusse zur Vorberathung zu überweisen.

Stadt. Dr. Straß referirt über die Vorlage, betreffend den Ankauf einer Parzelle des Grundstücks Neue Friedrichstraße 35 zu Markthauszwecken. Unter Ablehnung eines Antrages des Stadt. Dopp, welcher den vom Ausschusse festgestellten Kaufpreis von 75 000 M. auf 60 000 M. reduzieren wollte, wird die Vorlage nach den Anträgen des Ausschusses genehmigt.

Es folgt der Antrag des Stadt. Dr. Dellmann und Genossen, betreffend die Pflasterung und Entwässerung 1) der Prenzlauer Allee von der Saarbrückerstraße bis zur Vorkortstraße resp. Danzigerstraße, 2) der Vortheilstraße von der Weisenburgerstraße bis zur Prenzlauer Allee. Nach längerer Motivirung durch den Antragsteller aus den Bedürfnissen jenes Stadttheils heraus und aus den Gesamtinteressen der

der Kasse, nicht mitnehmen, sondern etwa in dem Kassenzimmer hinterlegen werde. Diese Umstände waren dann benutzt worden, um die That noch in derselben Nacht auszuführen.

Eine Durchsuchung des Kassenzimmers nach dem Schlüssel des Hauptschlusses der Kasse war erfolgt — das Öffnen und Schließen des Kastes eine Leichtigkeit gewesen — und so war denn der Diebstahl vollbracht worden, der ihm, dem Entflohenen, zur Last fallen mußte. Alles — Alles sprach gegen ihn, hatte damals in furchtbar überzeugender Weise gegen ihn gesprochen müssen, so daß selbst sein Freund van Owen an das Verbrechen, als hinter seinem Rücken verübt, glauben konnte, und nichts weiter für ihn zu thun vermochte, als das Gericht auf eine andere, falsche Spur zu lenken. So war es, so verhielt es sich! Es konnte nicht anders geschehen sein, keine andere Möglichkeit gegeben haben, die That zu vollbringen — und jene Menschen hatten sie vollbracht!

Mit diesen Gedanken beschäftigt, war Harley-Elsen immer weiter geschritten, ohne des Weges zu achten, den er wandelte; zu obigem Schlusse gekommen, schaute er auf. Wo war er, in welchem Theile der Stadt befand er sich? Er wußte es anfänglich nicht, und fragend blickte er umher. Nun erkannte er die Häuser und siehe da! — der Zufall, oder eine alte Gewohnheit — hatte ihn in die Rue Rambuteau geführt, denn dort, nur wenige Schritte vor ihm, erblickte er das Haus, in dem der junge Mann gewohnt, der sich Gerhard Elsen nannte, in dem — die Frau des Mannes weilte, dem er sein zweifaches Geld verdankte.

Obgleich er van Owen versprochen, allein keinerlei Schritte in der ihm so wichtigen Angelegenheit zu thun, so konnte Harley es doch nicht über sich gewinnen, an dem Hause vorbeizugehen, ohne einzutreten. Es drängte ihn sogar unwiderstehlich zu der alten Frau, und schon im folgenden Augenblicke hatte er die Schwelle des Hauses überschritten.

Zufriedenere, glücklichere Menschen, als zur Zeit in Friedel's kleiner Wohnung weilten, konnte es in ganz Paris nicht geben. Die Arbeit hatte den allerbesten Fortgang genommen, und schon war das Atelier zu klein geworden, und nach einer Vergrößerung desselben, wie nach Vermehrung der Arbeitskräfte mußte getrachtet werden. Annette hatte vollständig gehalten, was Friedel vorausgesetzt und von ihr erwartet: sie war eine tüchtige Hausfrau geworden. In ihrer kleinen Wirtschaft hantirte sie so emsig und vergnügt, daß Friedel seine kühnsten Wünsche erfüllt sah.

Auch die alte Frau Grein hatte ihre rechte Freude an der französischen Schwiegertochter, und oft im Stillen meinte sie, daß Friedel in ganz E. keine Frau gefunden haben würde, die besser zu ihm passe, Alles so hübsch reinlich und sauber halte, ihren Mann und sie, die Mutter, so herzlich liebe, und dabei stets und immer so lustig sei, wie die kleine Annette. Stundenlang konnte die Alte schweigend dastehen, während die Finger emsig die alten gewohnten Stricknadeln handhabten, dem Thun

Stadt, wird der Antrag auf Antrag des Stadt. Langert-hans durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt. Schluß 8^{1/2} Uhr.

Zokales.

Das Pferdestehlen ist eigentlich ein Geschäftsbetrieb, der hauptsächlich in den westlichen Staaten Nordamerikas betrieben wird. Von Kennern wird behauptet, daß der Pferdediebstahl nur von äußerst gewitzten Fachleuten ausgeführt werden kann, und daher kommt dann wohl auch die Redensart: „Das kommt gleich hinter's Pferdestehlen.“ Trotz der Schwierigkeit ist es, wie uns berichtet wird, Ende voriger Woche einigen Liebhabern fremder Pferde gelungen, dem Gastwirth C. zu Malchow aus verschlossenem Stall einen hellbraunen Hengst, drei Jahre alt, dessen rechter Hinterfuß weiß gefleckt ist, zu entführen. Die noch nicht ermittelten Diebe haben sich mit dem Pferde in der Richtung nach Weikensee entfernt.

a. Schwindel. Zu der in der Krausnickstraße wohnenden Wittwe A. kam am 26. d. Mts. der Schneider Schröder und dieser machte der anwesenden Tochter die Mittheilung, daß ihr Bruder, der in dem Konfektionsgeschäft der Gebr. Singer am Werder'schen Markt als Kommiss angestellt war, im Geschäftslokal von einer Leiter gefallen wäre und sich dabei Kopf und Hofe zerrissen hätte. Da er in diesem Zustande nicht nach der Straße gehen könnte, so habe er ihn (den Schröder) beauftragt, einen anderen Kopf und Hofe von Hause zu holen. Die Tochter der Frau A., welche den Sch. als Arbeiter des genannten Geschäfts kannte, verabslochte ohne Weiteres die geforderten Kleidungsstücke, einen dunkelblauen Gehrock und neue graue Hosen, dem Sch., der sich damit entfernte. Wie später festgestellt wurde, ist A. weder verunglückt, noch hat er Jemandem zum Abholen der Kleider beauftragt. Sch. hat vielmehr die Kleidungsstücke unterschlagen und sich seitdem aus seiner bisherigen Wohnung entfernt.

—B.N. Ein bedauerlicher Unglücksfall trug sich gestern Morgen an der Ecke der Petristraße und Friedrichsgracht zu. Vor dem genannten Hause stand ein mit Weidenruthen hoch beladener Wagen. Der Kohlenhändler K., der an der Friedrichsgracht wohnhaft ist, wollte sich eine dieser Ruthen aneignen und trat zu diesem Zweck auf die am Wagen befindliche fogen. Schrotleiter. Als er darauf an eine der Ruthen zog, stürzte K. zur Erde und die schwere Leiter fiel auf seinen Körper, wodurch er einen Bruch des rechten Oberschenkels und eine bedeutende Kopfverletzung erlitt. Von einem zu Rathe gezogenen Arzt wurde die sofortige Ueberführung des Verunglückten nach dem Katholischen Krankenhause angeordnet.

—N.B. Ueber eine zweite Schreckenscene die sich ebenfalls noch am Sonntag Abend in der 11. Stunde auf der Obersee vor dem Restaurant Eierhaus abspielte wird uns von Augenzeugen berichtet. Um die angegebene Zeit belustigte sich eine aus den Eltern und zwei kleinen Mädchen im Alter von 8 und 10 Jahren bestehende Berliner Familie von dem genannten Restaurant mit Wasserfahren. Hierbei kam die kleine Felle, in der sich die Familie befand einem vorüberfahrenden Spreddampfer in der Art zu nah, daß das Boot von den Wellen in eine schwankende Bewegung versetzt wurde und schließlich kenterte. Alle vier fielen ins Wasser und wären sicherlich ertrunken wenn nicht noch schnell vom Lande her Hilfe gekommen wäre.

Vermischtes.

Zu dem in Paris verstorbenen Baron James von Rothschild kam einst ein Geschäftsfreund und sagte ihm sein Ged. Er habe aus Gefälligkeit einem Attaché 25,000 Francs geliehen, bestimme keine Quittung, der junge Diplomat, der sich jetzt bei der . . . schen Gesandtschaft in Konstantinopel befindet, gäbe auf seine Mahnung eine Antwort. Jedes Mittel, wenigstens eine Quittung von ihm zu erhalten, sei vergeblich gewesen. „Wissen Sie was, lieber Freund,“ meinte lächelnd der Rothschild, „schreiben Sie ihm einen Mahndbrief und drohen Sie ihm mit Klagen, wenn er Ihnen die 100,000 Francs, die er sich von Ihnen geliehen, nicht sofort zurückgibt.“ Und richtig! Mit wendender Post trifft ein Brief des Attachés ein: „Mein Herr! Wie können Sie sich erlauben, mich um 100,000 Francs zu mahnen, da Sie mir doch nur 25,000 Francs geliehen haben! . . .“ Der Mann hatte seine Quittung, der Rothschild war in die Falle gegangen.

Arbeiterkrankheiten. Sir James Bage, der berühmte englische Chirurg, hielt jüngst in der Hygiene-Ausstellung in Süd-Kensington (London) einen Vortrag über das Verhältnis der Gesundheit zur nationalen Arbeitskraft, in welchem er nachwies, daß der Nation durch Krankheiten alljährlich die

Annetens zusehen, und wahrhaft glücklich fühlte sie sich dabei.

Den Sänger Kemy hatte Mutter Grein seit dem Tage ihrer Ankunft in Paris nicht mehr wiedergesehen, auch von dem sogenannten Herrn Harley, den sie auf ihrer Reise getroffen und zu erkennen geglaubt, nichts mehr gehört. Der junge Mann mußte die Mittheilung über den Kassendiebstahl, die sie ihm doch mit Absicht gemacht, vollständig vergessen haben, denn wenn er seinem Freunde Gerhard davon erzählt hätte, so würde dieser gewiß zu ihr gekommen sein, um weiter mit ihr darüber zu reden. Das betrübte die gute Alte einigermaßen, und ganz besonders, daß Herr Harley sich nicht sehen lassen wollte.

Wenn er doch nur recht bald käme, daß ich ihm Alles sagen könnte! seufzte sie oft. Wer weiß, wie lange der Herr mich noch auf dieser Erde läßt; jede Stunde kann er mich zu sich nehmen, und dann ist's zu spät, und ich möchte, ich darf nicht eher sterben, als bis ich ihn, den Elsen, gesprochen.

Dieser Gedanke begann die alte Frau immer mehr zu bewegen, also daß sie sich über das Ausbleiben Harley's fast unglücklich fühlte. Täglich sprach sie zu ihm, und was Friedel auch vortrug: daß Herr Harley noch nicht nach Paris zurückgekehrt sei, weil er sonst gewiß schon zu ihr gekommen wäre, es half nichts! Sie wollte, mußte ihn sehen, und kündete endlich ihrem staunenden Sohne ihren festen Entschluß an, Herrn Harley aufzusuchen. Es handle sich um Ehre und Glück vieler Menschen, um Tod und Leben, meinte sie, und die größte Sünde würde sie begehen, wenn sie noch länger zögere. Deshalb sollte Friedel sie in ihrem Thun nicht hindern; er würde bald erfahren, wie notwendig es gewesen, wie auch Alles begreifen, was ihm jetzt noch unklar und räthselhaft erscheine.

Friedel wurde bei solchen Auslassungen seiner alten Mutter recht ängstlich, denn er hatte nicht die entfernteste Ahnung davon, was sie eigentlich mit dem ihr ganz fremden Herrn Harley wollte. Es beunruhigte ihn endlich ernstlich, und er nahm sich vor, noch ein paar Tage zu warten und dann im Verein mit der Mutter seinen Wohlthäter aufzusuchen. Wie froh überrascht wurde er daher, als er nun unerwartet Herrn Harley in dem Hausstraf traf und im Begriff, die Treppe zu seiner Wohnung zu ersteigen.

Unverhohlen und herzlich drückte der junge Tischler seine Freude über dies Wiedersehen aus. In froher Weise von seinem häuslichen Glück, seiner Frau, seinem Mütterchen, das Herrn Harley ja auch so viel verdanke, seiner Wirtschaft und dem guten Fortgang seines Geschäftes plaudernd, begleitete er seinen Besuch die Treppe hinauf.

Harley erwiderte indessen all diese Auslassungen in ernster, fast kalter Weise, denn die weitem Erfahrungen, die er über den Vater gemacht zu haben glaubte, hatten eine so tiefe Bitterkeit in ihm erzeugt, daß es ihm mit dem besten Willen un-

Arbeitskraft von 20 Millionen Wochen verloren gehe. Die Krankheiten, denen die Arbeiter in den verschiedenen Gewerbezweigen unterliegen, wurden bei der Gesundheits-Konferenz durch Dr. Bristowe näher präzisirt. So z. B. erzeugt die Phosphorreichhölzchen-Fabrikation den Rinnsackentzündung; Lumpenhändler unterliegen den Pocken und ähnlichen ansteckenden Krankheiten; Kollortier leiden an Anthrax, dem Milzfeber des Rindviehes; Bleiarbeiter neigen sich in Folge der chronischen Bleivergiftung dem Sichtscheiden zu. Nimmt man nun die Zahl der in verschiedenen Berufs- und Gewerbezweigen in England beschäftigten Personen auf rund 20 Millionen an, so würde nach Sir James Bage auf jede beschäftigte Person durchschnittlich eine Woche Krankheit das Jahr kommen.

Studentenmorden. Die leidigen Bestimmungenmensuren haben wieder ein Opfer gefordert. Studiosus Büll von Korps „Roemania“ stand, wie aus Würzburg gemeldet wird, in einer Bestimmungsmeur einem Angehörigen des Korps „Bavaria“ gegenüber und hatte den letzten Laum „abgeführt“, als er in Folge der Aufregung und eines Herzschlages todt zusammenstürzte. — Solange es von einzelnen Leuten immer noch für ehrenvoll gehalten wird, mit verbacktem Gesichte einherzustoßiren, wird dieser Unfug schwerlich ein Ende nehmen.

Entsetzlicher Raubmord. In den ersten Tagen des Monats fand man bei Passy in der Seine den Rumpf eines Mannes und bald darauf in der Nähe des Pont Neuf in Paris die Beine, die zu demselben gehörten. Man erinnerte sich, daß in jenen Tagen eine kleine Hündin 48 Stunden lang heulend und bellend an der Seine auf- und abließ, und fand heraus, daß das Thier einem gewissen Francis Lebond gehörte, welcher Geflügelhändler und seit Kurzem verschwunden war. Die Nachforschungen der Polizei führten allmählig zu der Entdeckung, daß Lebond, ein übelbeleumdetes Subjekt, am 28. April mit einem gewissen Nielle, Kellner in einem Cafeehause, gesehen worden war und diesen in seine Wohnung begleitet hatte. Hier hörten die Nachbarn gegen 7 Uhr Abends lautes Geschrei und den Ruf: „Mörder, Mörder!“, wurden aber, als sie herbeieilten, mit dem Bescheide abgefertigt, er habe eben mit seiner Maitresse Streit gehabt und die Sache wäre abgehan. Am nächsten Morgen holte Nielle einen Dienstmann und ließ ihn einen Koffer nach einem Gasthause bei dem Pont-Marie tragen, kam dann mit dem Koffer und mit dem Manne wieder zurück und machte denselben Gang noch einmal. In dem Hotel blieb er dann einige Tage wohnen, wahrscheinlich bis er Gelegenheit gefunden hatte, Kumpf und Beine ins Wasser zu werfen, und verschwand hierauf. Ohne Zweifel schlich er sich in die Wohnung Lebond's ein, um alle Werthgegenstände zusammenzuraffen; denn es war bekannt, daß der Ermordete Ersparnisse gemacht hatte, von denen sich keine Spur mehr vorfindet. Nielle ist noch nicht in den Händen der Polizei, aber es wird versichert, sie wissen, wo sie ihn zu suchen habe.

W. S. Vanderbilt's Selbsterlöbte, in dem er vor seiner Abreise nach London ungefähr hundert Millionen Dollars in Sicherheit brachte, ist eine der höchsten Schatzkammern der ganzen Welt, macht aber, von außen gesehen, nicht den Eindruck. Dasselbe ist in Felsen geschnitten, der Oberbau besteht aus einer 5 Fuß starken Vorderwand, 3 Fuß starken Hinter- und Seitenwänden, aus besten Ziegelsteinen mit Brauneiseneinfassung. Alle Träger, Balken, Säulen und Pfeiler sind von Eisen und Marmor. In dem ganzen Bau ist absolut kein Holz verwendet. Das eigentliche Gewölbe ist 36 Fuß breit, 41 Fuß tief und befindet sich im untersten Stockwerke. Die 4 Thüren, die hinter einander in dasselbe führen, wiegen je 8200 Pfund und sind unübertroffene Meisterstücke, sowohl was ihre Festigkeit, als die Schließvorrichtungen anlangt. Das Gewölbe, in welchem der amerikanische Krösus seine Schätze untergebracht hat, ist absolut diebes-, feuer- und wasserfest.

Die Cholera in Frankreich. Frankreich hat seit fünfzig Jahren vier Cholera-Epidemien gehabt. Die erste kam aus Indien und trat, nachdem sie im übrigen Europa gewüthet, im Jahre 1832 über Calais in Frankreich auf. In Paris starben 18,406 Personen daran. Auch das zweite Mal kam die Seuche aus Indien und wurde in Frankreich gleichfalls von Calais her eingeschleppt. In Paris starben in diesem Jahre — 1849 — 16,165 Menschen an der Cholera. Die dritte Epidemie kam im Jahre 1865 von der Ostsee her, wo sie latent geblieben war. Während vierzehn Monate starben in Paris 9219 Menschen. Die vierte endlich trat in Frankreich in zwei Perioden auf. Sie stammte diesmal aus Mexiko, erschien 1865 in Marseille und sprang von da direct auf Paris über. In dieser Periode zählte man 6000 Todesfälle. Einige Monate nachher tauchte sie wieder auf und forderte diesmal 700 Opfer; einige vereinzelte Fälle zeigten sich noch im Jahre 1867.

möglich war, ihren Einfluß auf seine Bestimmungen für den Sohn zu unterdrücken.

Mutter Grein sah in ihrem Sorgenstuhl, und just wieder mit den Gedanken beschäftigt, die sie so sehr in Anspruch nahmen, als Friedel mit Harley eintrat, von Anneten gefolgt, welche ihren Wohlthäter ebenfalls in herzlichster Weise bewillkommt hatte. Wie die alte Frau den Eintretenden sah, erkannte, erhob sie sich unwillkürlich, und die Hände gefaltet, wendete sie den Blick nach Oben, als ob sie sagen wollte: „Ach danke Dir, Herr, daß Du mein Bitten erfüllst hast und so schwere Sorge von mir nehmen willst!“

Eine eigenthümliche, fast feierliche Erregtheit gab sich in ihrem ganzen Wesen kund, als sie nun auf Harley zutrat und diesem ihre Freude ausdrückte, daß sie endlich im Stande sei, ihm zu danken für die Hilfe, die er der armen Reisenden geleistet, die ohne ihn wohl nicht so leicht und gewiß nicht ohne Ungemach den Weg zu ihrem Sohne gefunden.

Zwar habe ich, fuhr sie fort, Ihnen noch für so Vieles zu danken, für Alles das, was Sie für meine Kinder gethan, daß ich mich fast schäme, mit dem begonnen zu haben, was mich persönlich betrifft. Doch hoffe ich — und ihr Auge leuchtete auf — daß Ihnen der Herr Ihr Thun lobnen wird, das um so schwerer wiegt, da Sie doch wußten, wer wir waren und was einer der Unsern gegen Sie verschuldet.

Harley hatte sich durch diesen Empfang, diese Begrüßung der alten Frau eigenthümlich berührt gefühlt; bei den letzten Worten aber, die für ihn nicht zu mißdeuten waren, fuhr er erstaunt zurück, und blickte die Sprecherin mit seinen großen Augen ernst und verwundert an, während Friedel recht unruhig zu werden begann, denn er meinte nicht anders, als daß sein armes Mütterchen irre rede. Er wurde in diesem Denken noch bestärkt, als sie sich nun zu ihm wendete und fortfuhr:

Ihr wißt, Kinder, wie ich mich täglich, stündlich gefehnt, unsern Wohlthäter, Herrn Harley, zu sehen und sprechen zu dürfen. Nun er endlich gekommen, bitte ich Euch, mich einige Augenblicke mit ihm allein zu lassen, ich muß mit ihm reden über eine Angelegenheit — Ihr kennt sie ja, wenn auch nicht vollständig — die ihn gewiß interessiren wird.

Ach, Mutter, rief Friedel besorgt und auf sie zutretend, seid doch vernünftig! Soll denn diese unglückliche Geschichte, welche uns schon so viel Unangenehmes gebracht, uns daheim das Leben verbitterte, uns auch noch hier verfolgen und unglücklich machen? Was geht Herrn Harley der Diebstahl an? Vergeht den Vorfall und beruhigt Euch endlich darüber, sonst macht Ihr uns Allen wirkliche Sorge undummer!

Nein, mein Sohn, ich muß reden, entgegnete Mutter Grein mit entschiedenem Ton, und Herr Harley wird mich hören wollen, nicht wahr?

Legtere Worte waren direct an Harley gerichtet, und Friedel wendete nun das Auge nach diesem, ängstlich, doch auch recht neugierig auf die Antwort, welche er wohl geben würde.

(Fortsetzung folgt.)